

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured covers/
Couverture de couleur
- Covers damaged/
Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated/
Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing/
Le titre de couverture manque
- Coloured maps/
Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black)/
Encrø de couleur (i.e. autre que bleus ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations/
Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material/
Relié avec d'autres documents
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure
- Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

- Coloured pages/
Pages de couleur
- Pages damaged/
Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated/
Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed/
Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached/
Pages détachées
- Showthrough/
Transparence
- Quality of print varies/
Qualité inégale de l'impression
- Continuous pagination/
Pagination continue
- Includes index(es)/
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/
Le titre de l'en-tête provient:

- Title page of issue/
Page de titre de la livraison
- Caption of issue/
Titre de départ de la livraison
- Masthead/
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	14X	18X	22X	26X	30X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12X	16X	20X	24X	28X	32X



Herz Jesu, laß mich lieben dich,
Weil du zuerst geliebet mich!



Rundschau vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

Juni, 1898.

Nummer 9.

Ave Maria!

Für die „Rundschau“ geschrieben von Br. Anton
Maria, O. C. C., Maria Tafers, bei Wien.



hendröthe kos' te milde
Nochmals Nazareth's Gefilde,
Dann verblich ihr letzter Strahl.
Nicht mehr glüht der Sonne Schimmer,
Nur der Sternlein zarter Flimmer
Leuchtet matt in's Erdenthal.

Feierliche, heil'ge Stille
Hegt des Herzens Andachtsfülle,
Ladet ein es zum Gebet.
Doch nur Einer war's verliehen,
Gottes Aug' auf sich zu ziehen
In dem stillen Nazareth.

Unbewußt, daß der Dreieine
Längst erkoren Sie, die Reine,
War Maria ganz allein,
Um vor Ihrem Gott zu beten,
In der Stille eingetreten
In Ihr einsam Kämmerlein.

Maakellos die Reine blühet,
Die vor Gott stet's stehend knieet,
Oh' noch schien das Morgenroth:
Sende, ew'ger Vater, sende
Den Verheißnen, daß er wende
Bald doch aller Völker Noth.

Ew'ger Vater, hör mein Flehen,
Laß doch jenen Tag Mich sehen,
Der uns bringet Deinen Sohn.
Könnt' als Mägdelein dem Ich dienen
Dem stets preisen Cherubinen,
Die da steh'n bei Seinem Thron.

Auf den Schwingen Ihrer Liebe,
In jungfräulich-reinem Triebe
Eilt Ihr Geist zu Gott empor,
Ahnend nicht, daß Sie durch Ihre
Schnsucht Sich vollendet ziere,
Vor dem Herrn, der Sie erkör.

Nochmals flehet voll Vertrauen
Sie die reinste der Jungfrauen,
Sie, so demuthsvoll und schlicht.
Sinn't was Sie im Buch gelesen.
Doch—da steht ein hehres Wesen
Vor Ihr, das voll Ehrfurcht spricht :

„Du, die Gott der Herr läßt grüßen,
Wirft der Erde Weh' versüßen,
Das da Erens Kinder drückt.
Gnadenvolle, Du aus allen
Erdenstöckern, die da wallen,
Hast den Ewigen entzückt.“

Da sich röthen ihre Wangen,
Spricht er : „Sieh' Du wirst empfangen,
O Maria, einen Sohn,
Der die Völker wird erretten
Von der Sünde Sklavenketten,
Dem der Herr gibt Davids Thron.“

„Wie, sprach Sie, soll dieses werden,
Da ich einsam bin auf Erden ?
Keinen Mann erkenne Ich.“
„Gottes Kraft wird Dich beschatten,
Mutter wirst Du ohne Gatten,
Denn der Geist kommt über Dich.“

O, zu welchem hehren Bunde
Ladet eine Himmelskünde
Sie, die Demuthsvolle, ein !
Denn dem Willen des Dreieinen
Soll den Ihren Sie vereinen
Und des Schöpfers Mutter sein.

Und es neigt sich tief die Meide,
Spricht : „D siehe Ich bin Seine
Magd, Sein Wille sei mein Loos.“
Engelshöre lieblich fangen,
Denn die Jungfrau hat empfangen
Ihren Gott in Ihrem Schooß

Der Vorzug der Unbefleckten Empfängniß Mariens.

Von Ed. Gfener, Cincinnati, U.

Wie bewährt in ihrer inneren Vortrefflichkeit mußte Maria sein, da ihr Lob von Gott in nichts Geringerem bestand, als daß sie unter allen Erdenöchtern als die einzige, die vollkommenste auserkoren ward, die Mutter Desjenigen zu sein, Der der Welt das Heil bringen sollte. Kann eine Auszeichnung größer sein? Ist eine größere Ehre denkbar? Wird der Heilige der Heiligen, der Erschaffer Himmels und der Erde, nicht eine Heilige zur Mutter Seines Sohnes auserwählen? Könige wählen nicht aus dem niedrigsten Stande; die Heiligkeit schließt kein enges Bündniß mit der Sünde; falsche Steine sucht der Kenner nicht zur Krone des Königs und zu den Ringen der Königin aus; mehr kann Egyptens König den Joseph nicht ehren, als daß er ihn nach ihm selbst zum Ersten des Reiches macht; Kleinodien traut man nur zuverlässigen Personen an.

Wenn nun der Allerhöchste eine Sterbliche zur Mutter Seines Eingeborenen bestimmt, wird seine Wahl nicht auf die Heiligste gefallen sein, und kann ein Umstand mehr für deren Vortrefflichkeit und Verehrungswürdigkeit sein? Ja, wir können uns nicht vorstellen, daß die auserwählte Mutter Gottes jemals von der Sünde sollte beledet worden sein und bekennen uns zu der von der ganzen Vorzeit allgemein festgehaltenen und gepriesenen und von der Kirche genehmigten frommen Meinung, daß Maria von der Erbsünde bewahrt geblieben und nicht bloß vor ihrer Geburt geheiligt, sondern sogar unbefleckt empfangen worden ist. Frühe haben die ältesten Väter der Kirche und im Einklange mit ihnen die späteren Kirchenlehrer sich über dieses Vorrecht Mariens ausgesprochen. „Nimmermehr“, rief schon im dritten Jahrhundert der hl. Cyprianus aus, „nimmermehr duldet es die Heiligkeit, daß dieses Gefäß der Auserwählung dem gewöhnlichen Verderbniße unterworfen ward; denn gar sehr

war Maria von den Uebrigen verschieden, mit denen sie die Natur, nicht aber die Schuld gemein hatte!“

In derselben Weise redet der hl. Augustinus: „Die hl. Jungfrau Maria ist die Einzige, von welcher der Ehre des Herrn wegen keine Meldung geschehen soll, so oft von der Sünde die Rede ist.“ Und der hl. Cyrillus von Alexandrien: „Ward es je gehört, daß ein Baumeister, der zu eigenem Gebrauche sich ein Haus erbaute, dessen Besitznahme und Bewohnung früher seinem ärgsten Feinde überlassen habe?“

Früher als der hl. Augustinus nannte der hl. Ephräm Maria „die unverkehrte, fleckenlose, ganz reine Gottesgebäerin.“ In gleichem Sinne drücken sich die hl. Väter Athanasius, Basilus, Hieronymus u. A. über das herrliche Vorrecht Mariens aus. In der That beleidigt wirklich, wie der fromme und gelehrte Tauler bemerkt, derjenige religiöse Ehren, der sich nicht scheut, zu behaupten, jene erhabene Heldin, welche die himmlischen Geister an Heiligkeit übertrifft, sei der Erbsünde, die den Menschen zu einem Genossen des Satans und zu einem Kinde des Zornes macht, unterworfen gewesen. Schon in den ältesten Liturgien unter dem Namen des hl. Jakobus, des hl. Basilus und vieler anderer findet sich die Bezeichnung „Unbeflechte Empfängniß Mariens.“

Im dreizehnten Jahrhundert wurde in den gelehrten Schulen für und wider die Meinung von der unbefleckten Empfängniß Mariens gestritten. Der gelehrte Johannes Scotus, Franziskaner und Professor der Theologie zu Paris († 1308 zu Köln) vertheidigte die Lehre der unbefleckten Empfängniß mit vielen Argumenten in einer Disputation. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entspannen sich diese Kontroversen wieder durch den Dominikaner-Professor Johannes von Mojon

zu Paris, wurden zwar vom dortigen Erzbischof D. Orgemant beschwichtigt, ruhten aber erst, als Papst Sixtus IV. in den Jahren 1479 und 1483 unter Strafe der Excommunication verbot, die Anhänger der frommen Meinung von der unbefleckten Empfängniß, Scotisten genannt, und so umgekehrt der gegentheiligen Meinung, der Thomisten, der Kezerei oder einer Todsünde zu beschuldigen. Auch verordnete derselbe Papst das Fest der unbefleckten Empfängniß für die ganze Christenheit. Es ist wohl zu bemerken, daß die Thomisten niemals gelehrt haben, Maria sei in der Erbsünde geboren worden; dieses wäre eine Impietät, welche kein katholischer Mund ausgesprochen hat; sondern sie meinten, Maria sei in der Erbsünde empfangen, doch vor der Geburt davon gereinigt und von den Folgen derselben befreit worden. Darauf that später das Concilium von Trient einen bedeutenden Ausspruch. In der fünften Sitzung, worin darüber Beschluß gefaßt ist, daß die Sünde und Schuld der ersten Menschen auf alle ihre Nachkommen übergehe, erklärt jener Kirchenrath, daß es nicht Absicht sei, in dem Beschlusse, der von der Erbsünde handelt, auch die allerheiligste und unbefleckte Jungfrau Maria, die Mutter des Sohnes Gottes, einzuschließen.“

Es muß demnach die Meinung von der unbefleckten Empfängniß als *Sententia dogmatici proscima* betrachtet werden. Darum erfolgte auch nun eine Konstitution des Papstes Paul V., welche das öffentliche Lehren und Predigen der Meinung, als sei Maria mit der Erbsünde empfangen, unter Strafe der Excommunication verbot, jedoch in Privatgesprächen solle jeder seine Meinung frei sagen dürfen. Da aber aus solchen Privatgesprächen für das christliche Volk, welches ungetheilt die Lehre von der unbefleckten Empfängniß annahm, Aergernisse entstanden, so wurde bald darauf durch eine Konstitution des Papstes Gregor VI. das frühere Verbot auch auf die Privatgespräche ausgedehnt, jedoch die Meinung eines jeden frei gelassen, weil noch kein bestimmtes Dogma darüber vorhanden war. Endlich kam die sehr schöne

Bulle "Solicitude" vom Papste Alexander VII., worin 1. die früheren Bullen und Konstitutionen bestätigt werden, 2. bestimmt ist, daß alle früheren Bullen und Konstitutionen nur zu Gunsten der unbefleckten Empfängniß sollen gedeutet und erklärt, 3. daß Jeder, welcher dagegen handelt oder wer nur irgendwie oder wann gegen die unbefleckte Empfängniß spricht, oder Wahrscheinlichkeitsgründe dagegen aufbringt und sie unaufgelöst läßt, nicht nur ipso facto exkommuniziert sein soll, so daß er nur vom Papste abfolviert werden kann, sondern auch für jedes kirchliche Amt ipso jure sine alia declaratione unfähig erklärt wird. Diese Bulle brachte in der ganzen Christenheit den Streit zu Ende und sie ist der Stern für alle katholische Christen. Hierzu kommt, daß das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens zur allgemeinen Feier höchsten Ortes verordnet ist, daß Medaillen zu Ehren dieses Geheimnisses unter kirchlicher Autorität geprägt werden, daß die Erzbruderschaft vom heiligsten und unbefleckten Herzen Mariens zur Bekehrung der Sünder kanonisch gestiftet worden, und daß bei Uebung der beiden letzteren Andachten unzählbar viele ebenso unleugbare als erstaunliche Wunder jeder Art geschehen sind, worüber mit bischöflicher Guttheißung ganze Bücher angefüllt wurden. Nun wirkt aber Gott allein die Wunder, und indem er sie wirkt, giebt Er Zeugniß von der Wahrheit unseres Glaubens oder von der Wichtigkeit der Andachten, welche die Kirche einführt. Es müssen aber auch die Wunder, welche aus Anlaß dieser Verehrung der unbefleckten Empfängniß Mariens geschehen sind und noch täglich geschehen, nothwendig für eine göttliche Beglaubigung dieses Geheimnisses, sowie für ein ausdrückliches Zeichen angesehen werden, daß es der Wille Gottes ist, die hochgebenedeite Jungfrau auf eine vorzügliche Weise vor der Welt zu verherrlichen. An einer anderen Stelle, wo insbesondere von dem Feste der unbefleckten Empfängniß die Rede sein wird, werden wir noch andere erfreuliche ältere und neuere Aeußerungen des kirchlichen Bewußtseins über diesen erhabenen Gegenstand vorlegen.

Viele Bischöfe, Domkapitel und Ordens-Genossenschaften haben an den großen Vorgänger unseres jetzigen glorreich regierenden Papstes Leo XIII., Pius IX., wie schon an dessen Vorgänger Gregor XVI. die Bitte gerichtet, daß er Kraft seines apostolischen Hirtenamtes in feierlicher Entscheidung es als Glaubenslehre der katholischen Kirche erkläre

möge, die Empfängniß der allerseligsten Jungfrau sei von der Erbsünde frei gewesen.

Die feierliche Erklärung des Dogmas der Unbefleckten Empfängniß erfolgte bekanntlich am 8. Dezember 1854 und hat die „Mundschau“, wie sich unsere Leser erinnern werden, in der Dezember-Nummer über diesen hochwichtigen und glorreichen Akt ausführlich gesprochen.



Das heilige Skapulier, ein Dienstkleid Mariä

1. für's Leben,
2. für's Sterben,
3. für die Ewigkeit.

1. Das hl. Skapulier ist ein Dienstkleid Mariä für's Leben.



Warum sollen wir das Skapulier tragen, dieses Zeichen, dieses Dienstkleid der Kinder Mariä? Ich darf nur an seinen

Ursprung erinnern, es stammt vom Himmel, an sein hohes Alter, an die vielen Gnaden, die demselben verheißen sind, an die Wunder, die es gewirkt, an die hochgestellten Personen, die es getragen haben.

Wer das Skapulier trägt, der soll auch Maria im Herzen tragen, er soll die Unreinheit bekämpfen, die Todsünde meiden und Mariä in ihrem heiligen Wandel nachfolgen.

Nun sagt vielleicht einer, er könne solche außerordentliche Erzählungen besonders mit so eigenthümlichen Verheißungen nicht immer ohne Zweifel glauben. Damit bin ich vollständig einverstanden, daß man Wiedererzählungen mit größter Vorsicht aufnehmen muß. Ja, dieses Verfahren hält auch die Kirche ein. Aber hier bei diesem Ereignisse halte ich einen Zweifel nicht mehr für angezeigt. Warum? Die Kirche selbst, sonst so zurückhaltend, hat dieses Ereigniß anerkannt, indem sie den Kartmelitern die Erlaubniß gab, über das Skapulier zu predigen und die Erzählung in die Lesung des Breviers aufzunehmen. Und der gelehrte Papst Benedikt XIV. sagt, daß er

die Erscheinung sehr gerne glaube und daß nach seiner Ansicht jedermann daran glauben müsse.

Wenn nun die Kirche und ihre Diener so für eine Erscheinung eintreten, darf man da noch zweifeln? Und soll man nicht eilen, ein so ehrwürdiges, heiliges Schutzmittel sich geben zu lassen?

Angethan mit diesem Zeichen des Heiles werdet ihr euch eines ganz besonderen Schutzes der Seligsten Jungfrau erfreuen.

Obwohl Maria die Fursprecherin des ganzen Menschengeschlechtes ist und alle liebt, so liebt sie doch auch diejenigen, welche mit dem von ihr bestimmten Zeichen des Heiles bekleidet sind, in besonderer Weise. Sie treibt sie an, in der Gnade Gottes zu leben, die Gefahren zu fliehen, die Seelen zu retten. Wenn die, welche das Skapulier tragen, aufmerksam auf sich sind, so werden sie gewiß schon ähnliche Mahnungen gehört haben.

Ein Jüngling in Rom, Namens Stephan Calcinardi, zeichnete sich durch eine schöne Körpergestalt, zugleich aber auch durch große Frechheit aus. Als er nun einmal schon im Begriffe stand, seinen schlechten Wegen nachzugehen, da soll er von einem Gefäße, das er am Halse trug und worin Reliquien des hl. Philip Neri eingeschlossen waren, einen Schlag auf die Brust bekommen und, als er sich nichts daraus machte, einen zweiten und einen dritten und diesen letzten viel stärker und heftiger, als

die anderen erhalten haben. Gleichsam, wie von einem Hammer getroffen, stürzte er zu Boden und hörte zugleich eine hehre Stimme, welche ihm zurief: „Hüte dich, das zu thun!“

Nun sage mir, mein Christ! trägst du nicht auf deiner Brust das Bildniß der Allerheiligsten Jungfrau am Skapuliere? Ich trage es, sagst du. Und während du zu jenen Spielen, zu jenen Trinkgelagen und Schlemmereien und in jene schlechten Gesellschaften gehst, wo Gott beleidigt und die Seele getödtet wird — sage mir, fühlst du dabei nicht auch einen Schlag auf deine Brust und hörst du nicht die Warnungsstimme: „Hüte dich das zu thun!“

O kommet doch zum Priester und bittet ihn, euch in die schöne Skapulierbruderschaft aufzunehmen! O Maria spricht dann zum Priester gleichsam dieselben Worte, mit welchen einst Moses geheissen ward, Aaron und dessen Söhne zum Dienste des Herrn einzukleiden und einzureihen: „Bekleide sie mit den heiligen Kleidern, daß sie mir dienen!“ Und wahrlich, es sind buchstäblich ganze Bände, die berichten, wie das Skapulier seine Träger wunderbar geschützt hat in Schlachten, bei Schiffbrüchen, bei Bränden, bei Mordversuchen, bei Elementarschäden.

Franz Mensurati erzählt: Nachdem ich am 1. Juni 1711 am hochheiligen Frohnleichnamsfeste zu Rimini die hl. Messe gehört hatte, bestieg ich mit vierzehn Passagieren ein Schiff, um nach Venedig zu fahren. Der Wind war anfangs durchaus günstig, aber bald schlug er um, und es entstand ein so gewaltiger und heftiger Sturm, daß der Steuermann besorgt, das Schiff möchte untersinken, die Segel einzuziehen genöthigt war, mit Ausnahme eines einzigen Handsegels. Als er das Schiff wenden wollte, brach unglücklicherweise das Steueruder, und so sahen wir den nahen Untergang vor Augen, wie schon zwei uns voransteuernde Schiffe, das eine mit Wein, das andere mit Oel beladen, bei diesem Sturme untergegangen waren. Eine traurige Aussicht! Indeß stellten wir in so großer Gefahr mit brünstigen Seufzern um Hilfe von oben, indem wir die göttliche Barmherzigkeit beschwo-

ren und den hell leuchtenden Meeresstern, die hl. Jungfrau Maria, anriefen. Und siehe, da nahm ich, weil mir nichts anderes zur Hand war, mein Marianisches Skapulier, in welchem ein Agnus Dei des Papstes Innocenz XI. eingenäht war, hastig vom Halse und reichte es einem der Priester, die sich auf dem Schiffe befanden, daß er selbes ins Meer tauchen möchte. Nachdem er damit das Meer berührt hatte, legte sich halb der Sturm und der Himmel lachte in der früheren Heiterkeit, und so erreichten wir durch Gottes Erbarmung und der heiligen Gottesmutter Hilfe glücklich den Hafen von Cervia Nova.

Im Jahre 1860 ging ein Dampfer durch das Zerspringen des Kessels auf dem Huronsee plötzlich unter. Nur wenige der Passagiere wurden gerettet. Alle aber, die gerettet wurden, trugen ihr Skapulier. Maria ist getreu und läßt das auf ihr Wort gesetzte Vertrauen nie zu schanden werden.

2. Das hl. Skapulier ist ein Dienstkleid Mariä für's Sterben.

Wie ist doch dieses Leben so kurz! Unter Tausenden erreicht kaum einer die Höhe des 70. und 80. Jahres. Und wie schnell fließt es dahin! Wie ein Traum in der Nacht, wie ein Rauch, der aufsteigt und verschwindet. Ferner nur diejenige Zeit leben wir eigentlich, die wir im Thun des Guten zubringen, um deswillen wir da sind. Wir müßten also die Zeit streichen, die nur mit Vorbereitungen hingeht, die Jahre der Kindheit und des unentwickelten Verstandes, wo wir uns bloß leidend verhalten müssen, die Zeiten, wo wir schlafen und dem Tode ähnlich sind. So fällt bei vielen die ganze Hälfte des Lebens dahin.

Ihr richtet euer Leben nach der Uhr, sie ist euch unentbehrlich; der Christ hat noch einen anderen Zeitmesser, einen lautschlagenden Wecker: „Es kommt die Nacht.“ Ach, viele Menschen gleichen den Nachtwandlern, die leicht und sicher über Gefahren aller Art hinweghuschen, bis ein Augenblick ihnen ihren ganzen Jammer kundthut, wo es heißt: „Zu spät, es kommt die Nacht!“

Christus bleibt allein der einzige Trost im Leben und im Sterben. Christus gibt allein die rechte christliche Lebensanschauung und die rechte Sterbensbereitschaft.

Kaiser Augustus hatte einen zahmen Hirsch, welcher ganz frei in den Straßen Roms umherlief ohne von irgend jemanden beleidigt zu werden. Warum dies? Darum, weil auf seinem Halsbände diese Worte geschrieben standen: „Caesaris sum!“ „Ich gehöre dem Kaiser!“ Was ist aber nun das heilige Skapulier? Ist es nicht ein äußeres Zeichen, womit der Christ, welcher es am Halse trägt, auch ohne weitere Worte bezeugt: „Virginis sum!“ „Ich gehöre der Jungfrau!“

Wenn du darum mein Christ! einstens auf deinem Sterbebette liegst, so fasse Muth und sprich voll Vertrauen: Virginis sum! Ich gehöre der Jungfrau! Ja, diese königliche, heilige, reinste Gottesbraut, wenn sie vor ihren Sohn tritt und für arme Sünder fleht, welche Züribitterin könnte vermögender, erfolgreicher sein, als sie, unsere Mutter? Besonders in der Todesstunde thut es sehr noth, daß man sich an Maria wendet, die ja Macht hat über die bösen Geister. Wer täglich Maria andächtig anruft, dem wird ganz gewiß im bitteren, schauerlichen Sterbestündlein der Trost der himmlischen Königin zu theil. Wie viele tausende reiner, heiliger Geschöpfe singen dieser neuen Eva Lob- und Dankeslieder, dert oben unter allen Heiligen des Himmels! Wie viele sind wohl dort, die einzig und allein durch die Vermittlung dieser „Zuflucht der Sünder“ ihre jetzige Herrlichkeit genießen! Gewiß, eine große Zahl!

O welch' herrliche Beispiele kann ich anführen, daß Maria die Mitglieder der Skapulierbruderschaft im Sterben beschützt! Ein Soldat welcher bei der Belagerung von Montpellier einen Schuß bekommen hatte, wurde dadurch nicht verwundet. Die Kugel wurde von dem Skapulier aufgehalten. König Ludwig XIII. war Zeuge dieses Vorfalles und nahm auf der Stelle auch ein heiliges Skapulier an.

Der römisch-deutsche Kaiser Leopold I. bewahrte eine Kugel voll Ehrerbietung auf, welche bei Jpern einem Soldaten auf das

Skapulier geflogen war und auf welche sich das Bildniß Mariä eingedrückt hatte.

Ein angesehenener Mann war auf dem Sterbebett von Gewissensbissen heftig geplagt und dadurch fast vom Verstande gebracht. Der Priester und andre Personen gaben sich alle Mühe, den armen Menschen zu trösten und ihn zu der einem Christen geziemenden Hoffnung zu ermuntern. Doch alles war vergeblich. Da ward ihm endlich ein Skapulier angehängt, und siehe! sogleich kommt er zu sich selbst, und dem man früher kein Wort vom Empfange der hl. Sakramente vorbringen durfte, dieser empfängt die hl. Sakramente nun mit größter Andacht und stirbt ganz gott ergeben und fromm.

Das ist gewiß: entweder stirbt der Mensch mit dem Skapulier und stirbt bußfertig; oder er stirbt unbußfertig, aber dann stirbt er gewiß nicht mit seinem Skapulier. Entreißt ihn durch seine Schuld u. d. Frau nicht der Unbußfertigkeit, so wird sie gewiß Wege finden, ihm ihr Gnadenzeichen zu entreißen; ja der Unbußfertige selber wird der erste sein, der es ablegt, bevor er in der Ewigkeit stirbt. Maria wird ihr Wort halten.

Eine Frau hatte sich in Paris in die Seine gestürzt und schwamm dem Ufer entlang, aber sie ging nicht unter. Da sah man sie plötzlich den Arm aus dem Wasser heben und dem Halse zufahren, als wollte sie sich da von einem Hindernisse losmachen. Der Schiffer, der, sie zu retten, ihr in einem Kahne nachgefahren war, was fischte er an jenem Orte? Das Skapulier, dessen sie sich entledigt hatte. Sie starb in der Sünde, aber sie starb nicht in ihrem Skapulier.

3. Das hl. Skapulier ist ein Dienstkleid Mariä für die Ewigkeit.

Wie? ist denn das Skapulier eine Art Feuerversicherung gegen die Hölle? Es giebt doch ein Kleid der Glorie und ein Kleid der Verdammniß! Ja, das ist so. Die Gerechten werden einst in die Gewande der Unsterblichkeit gekleidet werden; dagegen die Gottlosen werden in ein Kleid der Feuerflammen gekleidet

werden: „Er zog den Fluch an wie ein Kleid.“ Ps. 108, 18.

Trotzdem sage ich, daß derjenige, welcher im Skapulier sterben wird, den Flammen der Hölle entgehen soll. Wohl ist das Skapulier kein Deckmantel der Bosheit und Schlechtigkeit und Vermesstheit, und keiner darf sagen: „Ich bin vor der Hölle sicher, ich kann nicht verdammt werden, ich will ein fröhliches Leben führen, Maria ist gut und wird schon für mich sorgen, daß ich in den Himmel komme.“ Aber das Skapulier ist doch auch ein Zeichen des Friedens und des ewigen Vertrages. Ein jedes Mitglied der Skapulierbruderschaft soll allen Leichtsin, alle Gottlosigkeit ablegen und eine besondere Liebe und Andacht zur jungfräulichen Mutter pflegen. Ladislaus, König von Polen, trug stets ein Bildniß seines Vaters an seinem Halse und pflegte dasselbe bei schwierigen Reichsgeschäften anzuschauen und zu sagen: „Es sei weit entfernt, o Vater, daß ich etwas thue, was deiner unwürdig wäre!“ Auch du, Marianisches Pflegekind, trägst an deinem Halse das Bildniß der großen Mutter Gottes und auch deiner Mutter; wohl- an denn, so wende stets deine Augen auf dasselbe hin!

Wie! Ist also das Skapulier eine Feuer- versicherung? Nein, wer die Gnaden, welche ihm Maria vermitteln will, mit unbußfertigen Herzen von sich stoßt, der bereitet selbst ihre Verheißung und bricht den ewigen Vertrag. Der Vertrag verlangt Heiligung durch Gebet, Arbeit, Kampf, gute Werke.

Alle Diejenigen, welche dieses fromme Zeichen tragen, sollen durch inständiges Verlangen, Bitten, Flehen und durch ihr eigenes gutes Beispiel dahin wirken, daß die schlechten Sitten der Christen verbessert und die Sünder zu einem christlichen Wandel gebracht werden.

* * *

Ich empfehle das Skapulier den Kindern. Schon die Kinder sollten es anlegen. Wie viel Gefahren für Leib und Seele drohen besonders in unserer verderbten Zeit schon dem jungen Kindesalter! Die Andacht zu Maria ist ja auch eine nothwendige Andacht für Kinder.

Ich empfehle das Skapulier den Jünglingen. In der Jugend tobt der Sturm im Innern, und Niemand siegt da, der nicht ein Verehrer Mariä ist. Höret, was der heilige Johannes Berchmans sagt: „Ich werde nicht ruhen, bis ich eine innige Andacht zu Maria habe!“

Ich empfehle das Skapulier den Jung- frauen. Die Gefahren für euch sind groß; darum solltet ihr euch angetrieben fühlen, euch unter den besonderen Schutz der Seligsten Jungfrau zu stellen. Die Gefahren sind groß besonders für diejenigen, welche hinauskommen in die Ferne, in die großen Städte. Ja, da muß wahrhaft einem Vater, einer Mutter angst und bange sein, wenn sie ihre Kinder ziehen lassen müssen in die großen Gefahren.

Ich empfehle das Skapulier den Frauen. Die Frauen heißt man ja sonst das fromme Geschlecht. Ihr wißt gewiß den Schutz zu schätzen, den ihr durch dieses Zeichen der Kin- der Gottes auf euch und euer Haus herabziehen könntet.

Ich empfehle das Skapulier den Männern. Das Skapulier ist an der Brust ein Schild, der euch deckt in den Kämpfen des Lebens. Lasset euch nicht tyrannisieren von einer unkirch- lichen, liberalen Richtung, die solche Dinge für Aberglauben hält! Das sollte Aberglauben sein, was die Kirche billigt und segnet! Dann sind alle Sakramentalien Aberglauben, das Weihwasser, die anderen Segnungen und Weihungen! Und das werden doch keine Ka- tholiken sagen wollen! Nein die Kirche hat eine Segens- und Weihgewalt. Zeiget nur Mannes- muth, um euch über solche Vorurtheile hinwegzusetzen, die aus der Zeit der seichten Aufklärung stammen!

Ich empfehle Allen das Skapulier. Zieh- et Jesum Christum an und ahmet ihn nach! Zieh- et Maria an und ahmet sie nach! Zieh- et mit dem Skapulier auch die Gesinnung Mariä an! Bekleidet eure Seele mit dem Reibe der Tugenden! Wenn ihr das im Leben thuet, dann werdet ihr in der Gnade Gottes sterben und im Himmel mit dem Lichtkleide der Glorie umgeben werden.

(Rev. Jos. N. Kroll.)

Das Gebet zu Maria, oder die erste Kommunion.

Lassen wir hier einen Weltmenschen selbst seine Rückkehr zu Gott erzählen, Dank den Gebeten und den guten Beispielen seines Sohnes.

„Ich war ich religiöser Hinsicht so schlecht als möglich erzogen worden, nicht nur in der Unkenntniß der Wahrheit, sondern in dem Geschmacke, in der Richtung, im Aberglauben des Irrthums, und ich trat aus der Schule wohl ausgerüstet mit Beweisgründen gegen unsern Gott und gegen die katholische Kirche. Ich lebte in der Folge als reines Pariser Kind und wahrer Bürger des Quartiers Montmartre, beschäftigt mit meinen Angelegenheiten, jeder Zeit, die ich nicht meinem Vermögen zuwendete, den Vergnügungen und der Politik widmend. Ich verheirathete mich. Gott ließ zu, daß ich eine gute und redliche Frau fand, da, wo ich nur Geld suchte. Erzogen wie ich, war meine Frau weit besser. Sie hatte religiösen Sinn. Dieser zeigte sich, als sie Mutter wurde, und nach der Geburt ihres ersten Kindes betrat sie gänzlich dieses Geleise. Wenn ich an alles das denke, fühle ich mein Herz bewegt von einem Gefühle der Erkenntniß Gottes, von dem ich immer sprechen möchte, das ich aber nicht auszudrücken vermag. Damals dachte ich keineswegs daran. Wenn meine Frau wie ich gewesen wäre, so glaube ich, hätte ich gar nicht einmal daran gedacht, meine Kinder taufen zu lassen. Die Kinder wurden groß. Die ersten verrichteten ihre erste Kommunion, ohne daß ich davon Notiz nahm. Ich ließ ihre Mutter diese kleine Welt regieren, voll Vertrauen auf sie, und ohne mein Wissen und Willen durch die Berührung mit ihren Tugenden, die ich fühlte aber nicht sah, dazu bestimmt. Es kam der Letzte; dieser arme Kleine war von wilber Gemüthsart, ohne große Geistesgaben, wenn ich ihn auch nicht weniger als die andern liebte, so war ich doch zu größerer Strenge gegen ihn geneigt. Die Mutter sprach zu mir: „Sei geduldig, er wird sich ändern zur Zeit der ersten Kommunion.“ Diese Aenderung zur

bestimmten Stunde schien mir sehr unwahrscheinlich. Indes begann das Kind dem Katechismus zu folgen, und ich sah es in der That ganz merklich und schnell sich bessern. Ich wendete meine Aufmerksamkeit darauf. Ich sah diesen Geist sich entwickeln, dieses kleine Herz sich bekämpfen, diesen Charakter sich besänftigen, gelehrig, ehrerbietig, zärtlich werden. Ich bewunderte dieses Werk, das die Vernunft nicht bei den Menschen vollführt, und das Kind, das ich am wenigsten geliebt, wurde mir das liebste.

In selbiger Zeit machte ich tiefe Betrachtungen über ein solches Wunder. Ich setzte mich hin, um die Lehre des Katechismus zu hören. Indem ich zuhörte, erinnerte ich mich meines Curses in der Philosophie und Moral; deren Ausübung ich in der Welt beobachtet hatte, ach! ohne mir selbst dieselbe immer bewahren zu können. Das Räthsel von gut und schlecht, auf das ich die Augen zu richten vermieden hatte, aus Unfähigkeit es aufzulösen, stellte sich mir in einem erschrecklichen Lichte dar, das mich vernichtete. Ich fühlte, daß die Einwendungen schmach- und schuldvoll sein würden. Meine Frau merkte es und sagte nichts, aber ich beobachtete ihre Einsigheit im Gebete. Meine Nächte waren ohne Schlaf. Ich verglich die beiden Unschuldigen mit meinem Leben, dieser beiden Liebe mit der meinigen, ich sagte zu mir: Meine Frau und mein Kind lieben in mir Etwas, was ich weder an ihnen noch an mir geliebt habe; das ist meine Seele.

Wir traten in die Woche der ersten Kommunion ein. Es war nicht mehr Zuneigung allein, die mir das Kind einsüßte; es war ein Gefühl, das ich mir nicht deuten konnte, das mir fremd schien, fast demüthigend, und das sich manchmal in eine Art Aufregung verwandelte; ich hatte Achtung vor dem Kinde, es beherrschte mich, ich wagte in seiner Gegenwart gewisse Ideen nicht auszusprechen, die der Zustand des Kampfes, indem ich mich gegen mich selbst befand, manchmal in mei-

nem Geiste hervorbrachte. Ich hätte nicht gewollt, daß sie auf dasselbe einen Eindruck machten.

Es waren nur mehr fünf oder sechs Tage hinzubringen. Eines Morgens besuchte mich, von der Messe heimgekehrt, der Knabe in meinem Zimmer, wo ich allein war. „Papa,“ sprach er zu mir, „am Tage meiner ersten Kommunion werde ich nicht zum Altare gehen, ohne dich um Verzeihung aller Fehler gebeten zu haben, die ich gemacht, und aller Verbrüchlichkeiten, die ich dir verursacht habe, und du wirst mir deinen Segen geben. Denke wohl an Alles, was ich Schlimmes gethan, um mich darüber zu tadeln, damit ich es nicht mehr thue, und mir zu verzeihen.“ — „Mein Kind,“ antwortete ich, „ein Vater verzeiht Alles, selbst einem Kinde, welches nicht weise ist; aber ich habe die Freude, dir sagen zu können, daß ich in diesem Augenblicke dir nichts zu verzeihen habe. Ich bin zufrieden mit dir. Fahre fort, fleißig zu arbeiten, den guten Gott zu lieben, treu deinen Pflichten zu sein; deine Mutter und ich werden sehr glücklich sein.“ — „O Papa, der gute Gott, der dich so liebt, wird mich unterstützen, daß ich dein Trost sei, um was ich ihn bitte. . . . Bitte ihn recht sehr für mich, Papa.“ — „Ja, mein theures Kind.“

Er blickte mich mit feuchten Augen an und warf sich an meinen Hals. Ich war selbst sehr gerührt.

„Papa,“ fuhr er fort. — „Was mein liebes Kind?“ — „Papa, ich muß dich um etwas bitten.“

Ich sah wohl, daß er mich um etwas bitten wollte, ich wußte es wohl! Und soll man es bekennen? ich fürchtete mich; ich hatte die Feigheit aus seinem Zögern Vortheil ziehen zu wollen.

„Geh,“ sprach ich zu ihm, „ich habe in diesem Augenblicke Geschäfte; diesen Abend oder morgen wirst du mir sagen, was du willst, und wenn deine Mutter es für gut findet, werde ich es dir geben.“

Der arme Kleine, ganz verwirrt, verlor den Muth, und nachdem er mich nochmals umarmt hatte, zog er sich, ganz außer Faf-

sung gebracht, in ein kleines Zimmerchen zurück, wo er schlief, zwischen meinem Kabinete und dem Zimmer seiner Mutter. Ich beklagte den Kummer, den ich ihm soeben gemacht, und überdies die Nührung, der ich mich hingegen. Ich folgte dem theuren Kinde auf den Fehenspitzen, um es durch einige Liebkosungen zu trösten, wenn ich es gar zu betrübt sehen sollte. Die Thüre war angelehnt. Ich sah hinein ohne ein Geräusch zu machen. Er lag auf den Knien vor einem kleinen Bilde der heiligen Jungfrau; er betete aus vollem Herzen. Ah! ich versichere Sie, daß ich diesen Tag ersuhr, welchen Eindruck die Erscheinung eines Engels auf uns machen kann. Ich setzte mich in meinem Arbeitszimmer nieder, den Kopf auf meine Hände gestützt, und nahe daran zu weinen. Ich blieb so einige Augenblicke. Als ich die Augen aufschlug, stand mein kleiner Junge vor mir mit einer Haltung voll Furcht, Entschlossenheit und Liebe. — „Papa,“ sagte er, „um was ich dich bitten muß, läßt sich nicht aufschieben, und meine Mutter wird es für gut finden; am Tage meiner ersten Kommunion sollst du zum heiligen Abendmahl kommen mit ihr und mit mir. Schlage es mir nicht ab, Papa. Thue es dem guten Gott zu lieb, der dich so gern hat.“

Ah, ich versuchte nicht, ferner zu streiten gegen diesen großen Gott, der die Gnade hatte, mich also zu zwingen. Weinend schloß ich mein Kind an mein Herz. — „Ja, ja,“ sprach ich zu ihm, „ja mein Kind, ich werde es thun. Wann du willst, heute selbst noch wirst du mich bei der Hand nehmen, sollst du mich zu deinem Beichtvater führen und ihm sagen: Hier ist mein Vater.“



Der Rosenkranz ist ein warmes Kleid wider den schneidigen Hauch des Unglaubens; tausend Seelen sind vom Unglauben erstarrt am Wege geblieben. Der Rosenkranz ruft dem Sünder warnend zu: Wache auf, du schläfst dem Tod entgegen! Der Rosenkranz gibt Licht. Das Licht der Belehrung ist wie der Sonnenstrahl auf hohem Gebirge.

Die christliche Familie.

Von Rev. Pius N. Mayer, O. C. C.



ine der wichtigsten Fragen für die Menschheit ist die der Stellung der Frauen. Unter den heidnischen Völkern alter und neuer Zeit ist das Weib nichts Anderes, als die Sklavin des Mannes und das Werkzeug seiner Lust. Dürfen ja bei den meisten Völkern die Frauen nicht einmal an demselben Tische mit dem Manne essen. In Indien ist die Mutter die Dienerin des eigenen Sohnes; unter den Muhamedanern ist das Weib weder als Gattin, noch als Mutter geachtet, noch wird ihr irgend welcher Einfluß gestattet. Ja selbst unter dem auserwählten Volke Gottes hat das Weib, obwohl viel besser gestellt, als ihre heidnischen Schwestern, doch dem Mann gegenüber eine untergeordnete, dienende Stellung.

Dem Christenthum blieb es vorbehalten, die Frau dem Mann als ebenbürtig an die Seite zu setzen, und der Frauwürde den geziemenden Platz anzuweisen. Deshalb begann der Heiland sein reformatorisches Werk auf einer Hochzeit. Er, der Heilige, und seine Mutter, die Allerreinste, wollten nicht nur zugegen sein, sondern der Anfang der Wunder sollte dort gemacht werden, und zwar auf Fürbitte Mariens. Auch das Wunder selbst ist bezeichnend. Wasser wird in Wein verwandelt. Die Ehe, diese weltliche Hanthierung nach der Ansicht Luthers, wird verwandelt in Höheres, Besseres, in eine sakramentale Verbindung. Bislang fleischlich, soll sie jetzt himmlisch werden, bisher auf Sinnengenuß abzielend, wird ihr jetzt ein heiliges Ziel, die Selbstheiligung und Erziehung der Kinder für den Himmel gesetzt und für eine solche keusche Ehe kann selbst die allerreinste Jungfrau ein Wort der Bitte einlegen.

Mit dem neuen Zwecke ist dem Weibe eine neue Stellung angewiesen. Mann und Weib waren seit den Tagen des Paradieses ein Weib,

jetzt wurden sie auch eine Seele. Nicht dienend, aber auch nicht herrschend steht das Weib da, sondern als die gleichberechtigte Lebensgefährtin des Mannes. Seine größere Stärke ist ihr Schutz, ihre anschniegender Schwäche seine Zierde. Der Mann findet seine Ergänzung im Weibe; das Weib in dem Manne, und in der Gemeinsamkeit ihres göttlichen Glaubens liegt die Weihe ihrer Verbindung, wie das Ziel ihrer Anstrengungen. Ein hehreres und innigeres Verhältniß zwischen Mensch und Mensch können wir uns kaum denken.

Der vollkommenen Ebenbürtigkeit des Weibes in allen Dingen sind jedoch zwei Grenzen gesetzt, eine von Gott, die andere von der Natur. Gott sagt: Du sollst unter der Botmäßigkeit des Mannes stehen, und er soll über dich herrschen.“ Der Mann ist deshalb das Haupt der Familie und der Vorgesetzte nicht bloß der Kinder und Dienstboten, sondern auch der Frau. Aber diese Herrschaft ist eine Herrschaft der Liebe. „Männer, liebet eure Weiber, wie Christus seine Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat.“ Deshalb ist auch der schulbige Gehorsam des Weibes kein sklavischer, auf Furcht, sondern auf christlicher Ehrfurcht beruhender, d. h. der Grund des Gehorsams liegt in dem Befehle Gottes und der Stellung, die er ihr dem Manne gegenüber angewiesen hat.

Die zweite Grenze ist von der Natur selbst gezogen. Das Weib ist physisch und intellektuell dem Mann nicht ebenbürtig, in manchen Dingen an Ausdauer und Leidensfähigkeit dem Manne überlegen, in anderen weit zurückstehend. Es giebt Arbeiten, die ein Weib nicht thun kann, oder nicht thun sollte, weil ihre Kräfte und ihr Körperbau nicht dafür bemessen sind und auch, weil diese Arbeiten mit ihrem Berufe zur Mutterchaft unvereinbar sind, wie es andererseits Arbeiten giebt, die dem Manne

nicht zusagen, dagegen für das Weib wie geschaffen sind. Deshalb ist auch die Arbeitsphäre des Mannes mehr außerhalb, die des Weibes innerhalb des Hauses zu suchen, und Schiller hat die relative Stellung ganz richtig erfasst, wenn er in dem Liebe von der Glocke sagt:

„Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erklimmen, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.“

während er über die Stellung des Weibes sagt:

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehret den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.“

Das war in den „guten alten Zeiten“, gut, weil sie alt waren und das natürliche Verhältniß der Geschlechter nicht verkehrt wurde. Jetzt ist es vielfach anders. Das Weib drängt sich in die Arbeitsphäre des Mannes ein und entfremdet sich damit seinem eigentlichen Berufe, ja wird oft durch Ueberanstrengung geradezu unfähig, ihn zu erfüllen. Auch Kunst und Wissenschaft sollen weiblicher Concurrenz offen stehen und der „Kampf um's Dasein“ wird als Entschuldigend angeführt.

Die Nothwendigkeit dieses Kampfes um's Dasein ist aber eine selbstgeschaffene, denn wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den Grund der stets zunehmenden Cheliosigkeit zum großen Theile in der Ueberbildung der Mädchen und deren hochfahrenden Plänen von Unabhängigkeit finden. Wenn die Zeit, welche der Ausbildung des Mädchens in seinem häuslichen Berufe gewidmet sein sollte, auf fremde Sprachen, Musik, Malen und alle möglichen „osophien“ und „ologien“ verschwendet und die eigentliche Lebensaufgabe vollständig vernachlässigt wird, so mag ein strebsamer junger

Mann sich wohl bedenken, bevor er seinen eigenen Herd gründet, denn er hat von Seiten einer überbildeten Frau nicht Hülfe und Trost, sondern nur Auslagen, Ansprüche und vielleicht Verachtung zu erwarten. (Natürlich sprechen wir hier von den gewöhnlichen Volksschichten, höhere Stände und großer Reichthum lassen Ausnahmen zu.) Es ist sehr selten eine wissenschaftlich gebildete Frau zu finden, die zugleich ihren häuslichen Pflichten in vollem Umfange nachkommt. Die meisten werden „Blaustrümpfe“ und über einen solchen legt Schiller einem Ehemann die Worte in den Mund:

„Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Balt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Alpeninnen Wand,
Bis in die Vaterstadt der Moren
Wird sie in allen Buden feil geboten.
Muß sie auf Diligencen, Packetbooten
Von jedem Schulsuchs, jedem Hafen
Kunsttrichterlich sich mustern lassen,
Muß sie der Brille des Philosophers stehn,
Und wie's ein schmuck'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Branger gehn.

Drängt sich sodann das Weib auch noch in die Politik, so hat sie den schönsten Vorrechten ihres Geschlechtes damit entsagt, und sich selbst entwürdigt. Politische und häusliche Pflichten sind für die Frau unvereinbar, während der Mann sie leicht miteinander verbinden und Beiden gerecht werden kann. Ein echt weibliches Weib ist eine kostbare Perle und als Regel nach ihrem Werthe geschätzt, das Mannweib aber fällt verdienter Verachtung anheim. Das Haus, die Küche, das Kinderzimmer sind der Schauplatz ihrer Herrschaft, und je vollständiger sie dort herrscht, desto mehr wird sie in dem Herzen ihres Mannes herrschen, und wenn beide Eheleute ihren gegenseitigen Beruf verstehen und erfüllen, so haben sie den Himmel im eigenen Hause, und nirgendwo sonst wird ihnen gleiches lauterer Glück erblihen.

Wie Christus der Urtypus und das Ideal des Mannes, und seine jungfräuliche Mutter der Urtypus, das Ideal des Weibes ist, so ist auch die heilige Familie das Vorbild und Ideal des ehelichen Lebens.

Maria war an Schönheit der Natur und Gnade dem hl. Joseph weit überlegen, und das göttliche Kind stand so unermesslich hoch über Beiden, daß kein Weg der Vergleichung da ist, und doch herrschte in dieser heiligsten aller Familien das richtige Verhältniß zwischen Mann und Frau und Kind. Der Mann, der sichtbare Stellvertreter, gleichsam der Schatten des ewigen Vaters, ist von Hochachtung und innigster Verehrung für Jesus und Maria erfüllt und dabei so demüthig, daß er sich glücklich schätzen würde, auch nur der dienende Sklave im Hause zu sein, aber Beide ordnen sich ihm unter und er übernimmt die Herrschaft im Hause, weil es der Wille Gottes ist. Der himmlische Vater weist ihn auch nicht an, sich Rathes zu erholen bei Maria oder dem göttlichen Kinde, sondern er läßt seine Befehle und Warnungen an Joseph ergehen, so daß er als Haupt der Familie anerkannt ist, und Mutter und Kind in ihm das Haupt berücksichtigen und ihm in Ehrfurcht gehorchen.

Die heilige Familie war ein Beispiel von *Arbeitsamkeit*. Königlichem Stamme und deshalb nach den Ansichten der Welt über die Herbeischaffung des täglichen Brodes durch eigene Arbeit erhaben, begibt sie sich dieses Vorrechtes. Sie umfängt freiwillige Armuth, und wirkt und lebt, wie arme Handwerker zu thun pflegen. Der Heiland speiste später Tausende mit wenigen Broden, er verwandelte Wasser in Wein, ein Wort seiner Allmacht hätte ihm und seinen Eltern alle Reichthümer und jeden Luxus der Welt zu Füßen gelegt, aber—dieses Wort bleibt ungesprochen. Er hat keine Wunder für das arme Häuschen in Nazareth, sondern die hl. Familie gewinnt ihren Unterhalt im Schweiße ihres Angesichtes, und unter Umständen, welche die Arbeit nicht leichter sondern drückender machen. Denn Jesus und Joseph hängen von den Arbeitgebern ab, müssen sich in Bezug auf Zeit, Geschmack und Umstände ihnen unterordnen, und wohl manches tadelnde Wort für kärglichen Lohn mit in den Kauf nehmen. Und wenn der hl. Joseph in den letzten Jahren seines Lebens durch Alter und Kränklichkeit am Erwerbe verhindert ist, liegt die ganze Last auf

dem Sohne, und dieser erfüllt seine Kindespflicht ohne Zaudern, und arbeitet schwer für den Unterhalt seiner Eltern.

Wie verschieden das Alles ist von unsern amerikanischen Gewohnheiten. Hier schämt man sich schwerer Arbeit, und Vater und Mutter hier hätten ihr Kind wohl mit Vorwürfen überhäuft, wenn es sich nicht seiner Allmacht bedient hätte, sie in die Mitte des Ueberflusses zu setzen!

Die heilige Familie ist ein Beispiel des *Gebetes*. Gebet und Arbeit müssen zusammengehen, denn sie ergänzen sich gegenseitig, und nur wo Beide zusammenwirken, ist der Segen Gottes. „Bet' und Arbeit“, Gott hilft allzeit“ ist die goldene Regel. Die Arbeit im hl. Hause zu Nazareth war eine freiwillig übernommene und wurde geheiligt durch gleichzeitiges Erheben des Herzens zu Gott. Sie war deshalb selbst Gottesdienst. Die religiösen Vorschriften des mosaischen Gesetzes verlangten zur Erfüllung Zeit, Mühe, Aufwand und Selbstverläugnung. Trogdem wurden sie in dem heiligen Hause auf das Pünktlichste erfüllt, und kein Mitglied der hl. Familie dachte daran, sich ihnen zu entziehen.

Ganz anders hier, wo Viele unter dem Vorwande der Armuth sich ihren kirchlichen Verpflichtungen entziehen und das Recht in Anspruch nehmen, selbst göttlichen Geboten zuwider zu handeln, sobald ihr zeitliches Interesse es zu verlangen scheint. Daher fehlt es auch oft an dem Segen Gottes und „Wie gewonnen, so zerronnen.“

Sodann waren die Glieder der heiligen Familie unter sich in innigster *Liebe* und *Eintracht* verbunden. Dort mußte man nichts von Reifereien und gegenseitigen Vorwürfen, dort gab es keine Unzufriedenheit, und obwohl Joseph und Maria es oft und sehr bedauerten, daß sie dem göttlichen Knaben nichts Besseres bieten konnten, beteten sie den Rathschluß Gottes an und ersetzten zeitlichen Mangel durch das Uebermaß ihrer Liebe. Mit welchem Schmerze, welcher Sehnsucht suchten die Eltern das verlorene Kind, und mit welcher inniger Freude und Dank gegen Gott fanden sie dasselbe im Tempel!

Lieb' und Leid sind nach dem Willen Gottes auf dieser Erde stets gemischt, ja die Liebe selbst ist eine Quelle der Leiden, weil sie den Liebenden empfindlich macht in Allem, was das Glück des Geliebten betrifft. Deshalb ist auch der Liebe der heiligen Familie eine starke Dosis Leiden beigegeben. Bethlehem, Aegypten, Nazareth und Jerusalem sind Quellen der zärtlichen Furcht und deshalb des Leidens! Aber alle Drei sind stark im Gottvertrauen, demüthig und geduldig, und jede neue Heimfuchung, statt sie zu entzweien, bindet sie um so fester zusammen.

Gottesliebe erzeugt nothwendig Nächste-n-liche, und so ist die hl. Familie auch ein Vorbild dieser Tugend. Maria bittet für die Hochzeitsleute Cana's, und sie bittet oft für Andere. Das ganze Leben Jesu ist der Nächsten- und Feindesliebe geweiht. Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun, war das Motto im heiligen Hause.

Es ist nicht nothwendig, auf alles Einzelne weiter einzugehen. Eine vom wahren christlichen Geiste befeelte Familie findet dort für alle Lagen des Lebens ihr Vorbild und es kann keine christliche Familie geben, wenn sie nicht eine Nachahmung des Lebens der hl. Familie ist, denn sie ist auf Gott gegründet und findet ihren Endzweck in Gott.

Was Bräutigam und Braut vor dem Altare sich gelobten, halten sie unverbrüchlich. Die durch die Furcht Gottes geläuterte Liebe schwindet nicht mit den Jahren, sondern wird stärker und inniger. Gemeinsam ertragene Prüfungen trennen sie nicht, sondern fügen sie noch mehr zusammen. Beide Theile erfüllen getreulich ihre bezüglichen Aufgaben, der Mann ist der *Mährvater*, die Frau der Schutzgeist des Hauses. Der Abend findet sie nach vollbrachter Tagesarbeit im traulichen Gespräche vereint, gegenseitig an einander sich erfreu-

end. Gebet beginnt den Tag, gemeinsames Gebet beschließt ihn. Religiöse Bilder und dergl. wenden ihre Gedanken immer wieder dem Himmel zu, dem sie vereint zu'treben. Aus dem Kirchenbesuche, den hl. Sakramenten, frommer Lesung schöpfen sie Kraft und Ergebung in allen trüben Tagen. Sie hängen ihr Herz nicht an Tand und rauschende Vergnügungen, und sehnen sich nicht nach Freuden, denn sie genügen sich selbst vollständig.

In ihren Kindern schauen sie ihr verjüngtes Ebenbild, und das Ebenbild Gottes. Auf sie concentrieren sich ihre Wünsche, Sorgen und Gebete, ihrem Wohlergehen ist das Elternleben geweiht. Sie entwickeln in ihnen die Keime des Guten, sie jäten das Böse aus der Kinderseele aus, und der helle liebende Blick aus Kindesaugen ist ihnen kostbarer als goldenes Geschmeide.

Auch die Dienstboten werden mit mütterlicher Zärtlichkeit bewacht und zum Guten angeleitet, mit Arbeit nicht fühllos überbürdet und in Krankheit nicht wie Ausfähige aus dem Hause verstoßen.

Der Mann lebt im Weibe, das Weib im Manne, und Beide in ihren Kindern. Solches Leben hat den reichsten Segen Gottes, es fließt wie ein klarer ruhiger Strom der Ewigkeit zu und trennt der Tod so theure Bande, so verfällt die Liebe wohl tiefer Trauer, aber diese Trauer ist nicht hoffnungslos und der Abschied in dieser Welt tönt aus in einem „Auf's Wiedersehen im ewigen Hause Gottes.“

Dies ist die Charakteristik der christlichen Familie. Wie viele oder vielmehr wie wenige solcher Familien giebt es jetzt! Warum?

Der Mann nehme sich den hl. Joseph zum Vorbilde, die Frau die seligste Jungfrau, und die Kinder ahmen dem Beispiele Jesu in Nazareth nach und es wird nur christliche Familien geben.



Der größte Schatz auf Erden ist das Kreuz, das Kreuz. Dichter haben den Ruhm dieses Kreuzes besungen, Bildhauer haben versucht, das Andenken desselben in Marmorstein zu bewahren, Martyrer haben es auf dem Schei-

terhaufen umklammert, und Gläubige, die sanft auf ihrem Lager entschliefen, haben sich mit ihrem Haupt daran gelehnt. Das Kreuz hat eine wunderbare Anziehungskraft und gießt himmlische Sonnenstrahlen in unsere Seele.

Ein Gedanke, des Nachdenkens werth.

Wir leben in einer Zeit, wo wir nicht mehr heidnische Gottheiten verehren; aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß in der Gegenwart die Gefahr vorhanden ist, in der Bewunderung der Natur die Grenze zu überschreiten und den Kräften der Natur eine Art von Verehrung entgegenzubringen, die dem Geiste des Glaubens zuwider ist. Wir wollen gewiß weit davon entfernt sein, mit einem einzigen Wort das ernste Streben auch nur zu bemängeln, welches dahin geht, immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, immer neue Kräfte ihr zu entlocken. Wer wollte irgendwie zurückstehen, die Erfolge der exakten Wissenschaft, die Resultate der Naturkunde zu bewundern oder den genialen Männern der Gegenwart volle Anerkennung zu zollen, so wie sie es verdienen, aber es läßt sich nicht leugnen, daß die glänzenden Resultate der Naturforschungen, die großartige Entfaltung der entdeckten Kräfte der Chemie, der Elektrizität blendend und berückend auf Tausende wirken. Nicht die ächte Wissenschaft, wohl aber halbes Wissen und Halbbildung entfernt von Gott. Die ungläubige Geistesrichtung stellt die Resultate dieser Naturforschung in ihren Dienst, und benützt sie zu Waffen, um den Glauben an Gott und die Treue zur Kirche zu bekämpfen. Die Naturforschung wird zu einer Art von Naturverehrung und verbreitet in einer irreführenden Jugend und einer bethörten Masse des Volkes unter dem Schein der Wissenschaft die Grundsätze des Unglaubens und der Abwendung von Gott. Wir sind uns selbst genug, so verkündet man triumphirend. Erforschen und verwerthen wir die Kräfte der Natur, dann ist uns geholfen. Das wird zur Nichtschwur der Erziehung, das wird als Lebensweisheit von den Gebildeten verkündet, das wird hinein getragen in die Wohnung des Arbeiters. Eine übernatürliche Weltregierung wird systematisch außer Betracht gesetzt; an eine übernatürliche Hülfe Gottes zu glauben, gilt als Wahnvorstellung und als kulturfeindlich. Man betet nicht mehr, weil man nicht an

die Herrschaft Gottes über die angeblich ewigen, unabänderlichen Gesetze der Natur glaubt. Die Erforschung der Natur ist zu einem Kult der Natur und damit zur Gottenfremdung in weiten Kreisen geworden. Man ist nicht mehr davon überzeugt, daß unsere Hülfe im Namen des Herrn ist. Wo ist der Allmächtige, so heißt es heute wie in den Tagen des frommen Job, daß wir ihm dienen sollen und was nützt es uns, zu ihm zu beten?

Ist uns das zum Segen geworden? Fast gewinnt es den Anschein, als ob auch an unserer Zeit und der gekennzeichneten Geistesrichtung das Wort sich bewahrheiten sollte: worin du gesündigt hast, darin wirst du gestraft. Man hat den Erdfreis mit einem Netze von Bahnen überspannt und, hinweisend auf die Leichtigkeit des Verkehrs, die Gefahr einer Hungersnoth für entgültig überwunden erklärt; kaum aber glaubte man sich in Sicherheit wiegen zu können—da ereilt uns jedes Jahr von Osten her die Nachricht, daß Tausende der schrecklichen Hungersnoth erliegen. Wie hat man siegestolz jeder Krankheit in's Auge gesehen und Pest wie Cholera als gebändigte Feinde bezeichnet. Da erscheint es fast wie eine Ironie, daß jedes Jahr die unheimlichen Gäste an den Thoren Europa's und den Pforten amerikanischer Großstädte anklopfen. Wie hat man durch den Fortschritt der Industrie triumphirend den Wohlstand der Völker gesichert erachtet und den in Strömen zufließenden Reichthum als die Quelle des Verdienstes und der Wohlfahrt für die Massen bezeichnet; eben verfochten wir diese Fülle, da wächst Massenelend und Massenarmuth riesengroß gerade in den Bezirken der gepriesenen Industrie. Worin du gesündigt, darin wirst du gestraft. Wie hat man Fortschritt und Bildung und Aufklärung als die untrüglichen Mittel der gesellschaftlichen Ordnung bezeichnet! Aber während man glaubte, ihrer Segnungen sich erfreuen zu können, da-erweist sich die gesellschaftliche Ordnung in ihren Fundamenten erschüttert und geht die Furcht vor den schrecklichsten Katastrophen um. Ist es nicht als ob eine Dürre über uns gekommen wäre?—Wir säen und pflanzen und mühen uns ab, aber wir prosperieren in Wahrheit nicht. So ist es mit den materiellen Gütern.

Katholische Pädagogik.

Von F. Roberts.

In der Herder'schen Verlags-handlung zu Freiburg im Breisgau erscheint seit einer Reihe von Jahren ein überaus bedeutungsvolles Werk: Die Bibliothek der katholischen Pädagogik. Eine Menge des Schönsten und Besten, das die katholische Pädagogik geschaffen hat, wird darin geboten. Soeben ist der X. Band der Sammlung erschienen, welcher mehrere klassische Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft enthält, übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von drei Mitgliedern derselben Gesellschaft. Der Band enthält I. Des Franz Sacchini, S. J., Pädagogische Schriften, von Jos. Stier, S. J. II. Des Joseph Juvencius, S. J., Lern- und Lehrmethode, von Robert Schwickerath, S. J. III. Des F. X. Kroppf, S. J., Gymnasial-Pädagogik, von Franz Zorell, S. J.

Die Schriften des Sacchini, Juvencius und Kroppf erschienen im 17. und 18. Jahrhundert, und so könnte man fragen, welchen Nutzen solche Bücher über eine „veraltete“ Methode für unsere Zeit haben können. Allein man bedenke zunächst, daß keine Zeit, also auch unsere nicht, die allein unfehlbare Erziehungsmethode beanspruchen darf. Die Zuversicht so mancher, die da glauben, die Schule der Gegenwart sei die allein richtige und einzig berechnete, weit erhaben über alle früheren „stümperhaften“ Systeme, dürfte wohl auf Unkenntniß der Vergangenheit und auf Ueberschätzung der modernen, nichts weniger als vollkommenen Schule beruhen. Beweisen doch die großartigen Leistungen der Jesuitenschulen des 17. und 18. Jahrhunderts, die selbst von den bittersten Gegnern der Gesellschaft anerkannt werden, daß dieses System nicht so ganz „stümperhaft“ gewesen sein kann. Wer das vielgepriesene und vielgeschmähte Unterrichtssystem der Gesellschaft Jesu kennen lernen will, der studiere es in diesem Buche. Da wird es ihm dargestellt nicht bloß in der Theo-

rie, sondern in praktischer Form, wie es in den Schulen angewendet wurde; zudem lernt er es hier aus zuverlässigster Quelle kennen; denn das Werk des Juvencius wurde—wie es in der Einleitung auf Seite 210 und 213 heißt—von der 14. Generalversammlung des Ordens als amtliches Handbuch für die angehenden Lehrer der gesammten Gesellschaft Jesu anerkannt.

Es ist freilich wahr, und muß gegen alle Vobredner sowohl der Gegenwart als Vergangenheit festgehalten werden, daß es in der Erziehung keine Unfehlbarkeit und keine Alleinmittel giebt und daß Lehrstoff und Lehrweise sich der Gegenwart und ihren veränderten Verhältnissen anpassen müssen. Allein ebenso wahr ist es, daß es in der Erziehung doch gewisse Gesammt- und Grundanschauungen giebt, die für alle Länder und alle Zeiten gelten und unter allen Umständen ihren vollen Werth behalten. Das sind vor allem die großen christlichen Grundsätze, welche der gesammten Erziehung Leben und Richtung geben; und diese Grundsätze sind in dem vorliegenden Werke ebenso gründlich wie anziehend und begeisternd dargestellt. Heben wir einige Punkte heraus, um den Geist zu zeigen, der das Ganze charakterisirt.

Entscheidend ist vor Allem in der Erziehung die Frage: Was haben wir im Kinde zu sehen und wozu wollen wir es erziehen? Die Beantwortung dieser Frage giebt uns sofort den Charakter des ganzen Erziehungssystems. Sehen wir im Kinde den künftigen Geschäftsmann, der lernen soll, recht geschickt und schnell sein Glück zu machen? oder haben wir das Kind zu betrachten als den größten Schatz der Eltern, ihren Stolz und ihre einflüchtige Stütze? oder als den künftigen Staatsbürger? Die christliche Erziehung sieht all' dies, aber sie sieht viel mehr. Sie sieht im Kinde einen unendlich kostbaren Schatz, der um jeden Preis gerettet werden muß; eine unsterbliche Seele, ein Kind Gottes, bestimmt für

ewig ein Bürger des Himmels zu sein. Dafür will der christliche Lehrer das Kind an erster Stelle heranziehen, ohne seine Ausbildung für die Geschäfte dieses Lebens zu vernachlässigen. Cardinal Newman sagt in einem seiner Werke, die katholische Kirche schätze die Seele eines Menschen, die Rettung der Seele des ärmsten Banditen der Abruzzern, höher als Tausende von Meilen Eisenbahnen zu bauen. Das können wir auch von der katholischen Erziehung sagen. Die Erziehung einer Seele für den Himmel—und sei es auch die Seele des Kindes des ärmsten Bettlers—gilt ihr unendlich mehr als alles „Dressiren und Ubrichten“ für irdischen Erwerb. Die materialistische Welt und verblendete, indifferente Eltern, die nur auf „Geldmachen“ bedacht sind, verstehen das freilich nicht. „Der fleischliche Mensch versteht eben nicht, was des Geistes ist. Wie erhaben ist da doch die christliche Anschauung, die in diesem Buche dem Erzieher so eindringlich an's Herz gelegt wird! Man lese nur die Ueberschriften einiger Kapitel, z. B. *Sacchini*'s: „Die Hochachtung, welche der Lehrer vor der Schule haben soll.“ „Würde der Jugend-Erziehung, insofern sie eine Dienerin der Weisheit und Nachbildung Gottes ist.“ „Würde der Erziehung in Rücksicht auf die moralische Erziehung.“ „Der glückliche und unglückliche Zustand des christlichen Kindes.“ „Erhaltung der Unschuld“ u. s. w.

Wie treffend drückt Zuvencius diese Anschauung in einem Gebete aus, das er dem Lehrer täglich vor dem Allerheiligsten zu beten empfiehlt (S. 278): „Herr Jesus, du hast kein Bedenken getragen, für diese Kinder dem bittersten Tode entgegen zu gehen; du liebst sie unaussprechlich; du wolltest, daß man die Kleinen zu dir lasse; ja alles, was man einem von diesen Kleinen thut, willst du so ansehen, als sei es dir selbst erwiesen; ich bitte und beschwöre dich, erhalte sie in deinem Namen; dein sind sie; mir hast du sie gegeben. Du lege die rechten Worte in meinen Mund; öffne ihre Herzen, damit sie dich lieben und fürchten lernen. Wende ab dein Angesicht von meinen Sünden, damit deiner Güte nicht durch mich ein Hinderniß bereitet werde. Verleihe mir die

Gnade, daß ich die Erziehung dieser Kinder, welche du mir anvertraut hast, mit Klugheit, Frömmigkeit und Festigkeit leite, zu deiner Ehre, o Gott, die ich allein mir in Ausübung meines Amtes als Ziel setze.“

Glücklich fürwahr die Kinder, die Lehrern anvertraut sind, welche in solchem Geiste für sie beten und arbeiten! Möchten doch alle Eltern das Glück erkennen, das ihren Kindern von solcher Erziehung zu theil wird! Gewiß würden sie eher alle Opfer bringen, als ihre Kinder glaubenstosen Schulen anzuvertrauen, welche das Grab für den Glauben und die Unschuld so vieler sind.

Aus dieser Grundanschauung über die Natur und Bestimmung des Kindes ergiebt sich alles andere für die Erziehung, zunächst die Art und Weise der Behandlung. Wer im Schüler das Kind Gottes erblickt, wird es hochachten, jegliches Aergerniß von ihm fernzuhalten suchen, wird es behandeln mit zärtlicher und doch ernster Gesinnung, die ebenso weit entfernt ist von übertriebener Strenge als von selbstsüchtigem Coquettiren, das den Charakter vollständig verdirbt. Ferner wird er Lob und Tadel, Belohnung und Strafe gerecht und weise anwenden. Daß die Verfasser auch körperliche Strafen in bestimmten Fällen angewendet wissen wollen, ist eigentlich für jeden vernünftigen Menschen selbstverständlich soll aber einer gewissen modernen Sentimentalität gegenüber, die vor solchen „barbarischen Grausamkeiten“ zurückschauert, betont werden. Denn wahr ist und bleibt, was ein großer Pädagoge unseres Jahrhunderts, v. Nägelsbach, sagt: „Knaben können nicht recht erzogen werden, wenn man Körperstrafen prinzipiell ausschließt.“ Darüber und über manchen anderen wichtigen Punkt findet man treffliche Winke in den Kapiteln: „Von den Strafen“ (S. 13); „Einwirkung auf die Schüler durch Wort und Beispiel“ (S. 55); „Verschiedene Mittel, die Frömmigkeit der Schüler zu fördern“ (S. 281) u. a. Welche Weisheit und welchen apostolischen Seeleneifer athmet z. B. folgende Stelle des Zuvencius (S. 280): „Wenn der Lehrer mit dem Schüler allein spricht, sehe er auf die Anlage

deselben, damit er ihn nach seinem Charakter behandle und ihn, wie man sagt, an seiner schwachen Stelle packe. Vor allem wird er sich öfters mit denen besprechen, welche besonders ausgelassen zu sein scheinen und vielleicht schlimmern und gefährlichern Fehlern ausgesetzt sind. Wenn er sie durch weise und heilige Frömmlichkeit zu fesseln weiß, dann hat er sie nicht nur für sich, sondern auch für Christus gewonnen.“ Diese Liebe zu den Kindern macht erfinderisch, und manche kleine Kunstgriffe sind angegeben, wie der Lehrer den Schülern ein gutes Buch in die Hand spielen soll, u. dgl.

Ausgezeichnet sind ferner die Kapitel über Schulzucht (Zuvenicius S. 313; Kropf S. 437), besonders wie man Fehlern vorbeugen soll; dann über die Autorität des Lehrers, und wodurch dieselbe gewonnen werden kann (Zuvenicius S. 310; Kropf S. 434) Sacchini endlich bietet eine ausführliche „Unterweisung über nutzbringende Lektüre“ (S. 157—184); und eine Rede „Ueber Vermeidung sittengefährlicher Lektüre“ (S. 186—208).

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Anforderungen, welche die Verfasser an den Lehrer stellen, ernste und hohe sind. Der Mühsale giebt es im Lehramt unzählige: angestrenzte, oft nicht zusagende Arbeit; das ewige Einerlei; Mißerfolg; Trägheit und Langsamkeit so mancher Kinder; Unarten, Troy und Undank anderer; Widerspruch der

Eltern u. s. f. Das alles ist geeignet, das Leben des Lehrers und Erziehers zu einem dornenvollen zu machen. Deshalb war es wohl angebracht, kräftige Beweggünde anzuführen, die den Lehrer ermutigen, trotz der vielen Beschwerden seines Berufes, sich demselben mit Lust und Liebe hinzugeben. Sacchini handelt darüber ausführlich in den Abschnitten: „Von der Würde der Jugendziehung“ (S. 72—95); „Von dem Nutzen der Erziehung“ (S. 96—134); „Leiden und Freuden im Lehramte“ (S. 136—146). Freilich soll der Lehrer den Lohn nicht im Erfolg, noch im Dank der Menschen suchen, sondern die Worte beherzigen, mit denen Zuvenicius sein Buch schließt: „Und zuletzt, mag der Erfolg unserer Arbeiten sein, wie er will: unser Lohn wird nicht nach dem Erfolg, sondern nach unserer Arbeit, nicht nach der Frucht, sondern nach unserm Eifer bemessen: „Die, welche viele zur Gerechtigkeit unterweisen, werden glänzen wie die Sterne des Himmels in alle Ewigkeit.“ (Dan. 12, 3.)

Wir müssen schließen, da der Artikel schon bedeutend länger geworden ist, als beabsichtigt war. Des Anziehenden war so viel, daß es schwer war, eine Auswahl zu treffen. Das Buch wird für Lehrer und Priester und alle, die Interesse an der katholischen Erziehung haben, eine reiche Fundgrube der Belehrung und Anregung sein.



Wie die eiserne Schlange ein Zeichen des Heils für die Israeliten war, so ist der Rosenkranz ein Zeichen des Heils für uns. Wer jene ansah, der sollte leben. Wer diesen betet, der soll leben. So soll denn kein Mensch sich schämen, den Rosenkranz bei sich zu tragen, sondern er soll einem jeden Christen sein wie ein Zeichen an der Hand, wie ein Denkmal vor den Augen, wie ein Geseß in dem Mund. Der Rosenkranz sagt einem jeden: Du bist ein Sohn Gottes, ein Erbe des himmlischen Reiches, ein Mitbürger der Engel, ein Bruder und Miterbe Christi; der

Himmel ist deine Heimath, Gott ist dein Vater im Himmel und Maria ist deine Mutter im Himmel.

Der Rosenkranz ist ein Kriegskleid. Wenn wir ihn beten, dann erfüllt sich an uns das Gebet der Kirche im kirchlichen Offizium; „Laßt uns mit der gerührtesten Dankbarkeit die Allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria verehren, damit sie, welche durch das hl. Rosenkranzgebet angerufen so oft schon Sieg über irdische Feinde verließ, uns auch die Gnade erwirkt, die höllischen Feinde siegreich zu überwinden!“

Am Kommuniontag.

Für die „Mundschau“ geschrieben von Frau Elise
Miller, Balingen, Württemberg.

Heiland sieh die schönsten Stunden
Meines Lebens nahen schon,
Hast du würdig mich befunden
Jesus Christus, Gottessohn?

Willst du kommen, mich zu retten
Aus der Sündenlast und Schuld,
Auf die Schulter mich zu betten
Guter Hirte voll Gebuld?

Ach, nicht würdig bin ich Arme,
Daß dein Blick sich zu mir senkt,
Daß dein Herz sich mein erbarme,
Deine Gottheit an mich denkt.

Nein, ich wag' nicht zu umschließen
Dieses Antlitz dornumkrönt,
Laß in Demut mich zerfließen,
Die durch Stolz dich oft verhöhnt.

Laß zu deinem Kreuz mich fliehen,
Fromm erheben Hand und Herz,
Weinend dir zu Füßen knien
In der Neue tiefem Schmerz.

Laß den Stamm mich heiß umfassen,
Küssen dein vergoff'nes Blut!
Du mein seliges Verlangen,
Heiland, o wie bist du gut!

Mich in Liebe zu umschlingen
Breitest du die Arme dein,
Dich als Speise mir zu bringen
Wolltest du gemartert sein.

Jesus komm, ich kann nicht leben,
Wenn dein Mund mir nicht vergiebt,
Sieh, ich will dir freudig geben,
Was mein junges Herz geliebt.

Nimm mein Wünschen und mein Denken,
Meine Sorge, meine Lust,
Alles will mein Herz dir schenken,
Um den Platz an deiner Brust.

Komm, du süße Himmelspeise,
Meine Seele nimm zu dir,
Daß ich auf der herben Reise
Niemals, Jesus, dich verlier!



Die Lösung der socialen Frage.

Von Rev. Dr. G. G. Braun.

II. Der Staat.

Der Kaiser knieet mit gesenktem Haupte zu den Füßen Mariens. Der Burpurmantel will von seinen Schultern gleiten, die Krone wird ihm schwer, er senkt das Scepter und den Schild und stützt sein müdes Haupt. — Es ist das Bild des erschütterten christlichen Staates. Eine gewaltige Gähmung hat ihn ergriffen. Wie ist es gekommen, daß der Staat in seinen Grundvesten erschüttert ist? Dadurch, daß man den Staat ohne Religion, ohne Gott, ohne Christenthum, ohne Kirche als das fortgeschrittenste Staatswesen angepriesen. Der Staat, welcher gänzlich von Gott und jeder Rücksicht auf Religion getrennt ist, der sog. moderne Staat, der grundfänglich religions- und gottlose Staat, sei der vollkommenste Staat, der alleinberechtigte. Eine solche Lehre ist eine neue Form für die alte Empörung gegen Gott, die sich durch alle Jahrhunderte fortgesetzt; sie ist eine Wiederholung jener Worte, die schon Christus dem Gottlosen in den Mund legt: „Wir wollen nicht, daß dieser (nämlich Christus) über uns herrsche.“ (Luk. 19, 14.) Zahllose Hände sind beschäftigt, zu diesem Tempel der gottlosen, von dem lebendigen persönlichen Gott gänzlich losgemachten Staatsverfassung die Steine zusammenzutragen.

Dem gegenüber erhoben sich die Päpste unseres Jahrhunderts. So Gregor XVI. in der Encyclika „Mirari vos“ vom 15. August 1832, Pius IX. in der Encyclika und im Syllabus vom 8. Dezember 1864, und Leo XIII. in seinen Encycliken „Ueber die Freimaurer“ vom 20. April 1884, „Ueber die christliche Verfassung der Staaten“ vom 1. November 1885 und „Ueber die Arbeiterfrage“ vom 15. Mai 1891. Pius IX. verwirft ein politisches System, das Trugbild des modernen Staates, das sich ohne Gott, nullo habito et religionem respectu, ohne alle Religion lediglich nach Menschenwillkür grün-

den will; ein politisches System, welches das Christenthum im Verein mit dem ganzen Menschengeschlechte, als eine Ausgeburt des Wahnsinnes, als einen Beginn der Zerstörung aller staatlichen Ordnung und des Unterganges eines Volkes verdammt, — das aber eine moderne Schule uns als das höchste Ideal des wahren Fortschritts und wahrer Staatsweisheit anrühmt.

Der Heide Cicero spricht das Bewußtsein des gesammten Heidenthums aus, wenn er sagt: Treue und Glauben, die menschliche Gesellschaft kann nicht bestehen, wenn die Frömmigkeit gegen Gott weggefallen ist.“ „Deswegen soll es von vorne herein die tiefste Ueberzeugung aller Bürger sein, daß die Götter die Herren und Lenker sind von allem, was da ist, und alles, was geschieht, von ihrem Winke und Willen abhängt, und daß das Menschengeschlecht ihnen am meisten zu verdanken hat.“ Wie aber das Christenthum alle natürlichen Wahrheiten, welche die Heiden unvollständig und dunkel erkannten, nicht nur bestätigte, sondern ihren ganzen und vollen Inhalt den Menschen offenbarte, so war es auch mit dieser. Das Christenthum betrachtet die Gottesfurcht, die Religion, die Kirche als die wahre und göttliche Grundlage aller menschlichen Verhältnisse, der ganzen bürgerlichen Gesellschaft und aller wahren Bürger tugenden. So tief eingesenkt ist diese Wahrheit in die Vernunft des Menschen, daß selbst jene Männer der Neuzeit, die als die Führer derselben gelten, es nicht wagten, ihr zu widersprechen; selbst Männer wie Voltaire und Rousseau erkannten noch die Nothwendigkeit der Religion. Washington aber sagte: „Religion und Moralität sind die unerläßlichen Stützen der öffentlichen Wohlfahrt. Der ist kein Mann des Vaterlandes, der diese mächtigen Pfeiler der menschlichen Glückseligkeit untergräbt. Jeder wahre Politiker ehrt und liebt sie ebenso gewiß, wie jeder fromme Mensch. Ihre Beziehungen

zum häuslichen und politischen Glück sind unermesslich. Was bürgt für unser Eigenthum, unser Leben, unsern Ruf, wenn der Sinn für religiöse Verpflichtung sich vom Eid, diesem Mittelpunkt der Gerichtshöfe, trennt? Vernunft und Erfahrung beweisen, daß Moralität im Volke ohne Religiosität nicht bestehen kann.“

So Bischof von Ketteler in seinem Hirtenbrief über die Encyclika vom 8. Dezember 1864. Es ist nicht zufällig, daß Papst Pius IX. die Encyclika und den Syllabus vom 8. Dezember 1864 datirt. Es war der 10. Jahrestag der "Declaration of Independence" (venia sit verbo!) der Gottesmutter vom Haupte der Sünde. Es sollte die bürgerliche Gesellschaft hinweisen auf Diejenige, von welcher es im Hymnus heißt:

Tu regis atti janua,
Et aula lucis fulgida:
Vitam datam per Virginem
Gentes redemptæ plaudite.

In der Encyclika „Ueber die christliche Verfassung der Staaten (Immortale Dei) vom 1. November 1885 sagt Papst Leo XIII.: „Bei jeglicher Staatsverfassung müssen die Inhaber der Gewalt Gott, den höchsten Lenker der Welt, vor Augen halten und in der Verwaltung des Gemeinwesens Ihn sich zum Muster und zur Richtschnur nehmen. Wie nämlich Gott in den Dingen, welche außer uns sind und sich dem sinnlichen Auge darbieten, des weiteren Dinge schuf, in welchen die Natur und die Wirksamkeit Gottes selbst sich in etwa widerspiegelt, und durch welche diese sichtbare Welt zu dem ihr vorgesteckten Ziele hingeführt wird, so wollte er in der bürgerlichen Gesellschaft eine Regierung, deren Träger dieselbe als Abbildung der göttlichen Gewalt über die Menschen und der göttlichen Vorsehung gebrauchen sollten u. s. w. Die herrlichen Lehren dieser Encyclika sind für unsere Zeit um so notwendiger, da nicht allein die Inhaber der Gewalt, welche oft in eine ungerechte Gewalttherrschaft verfallen und durch Stolz und Ueberhebung sündigen, sondern auch die revolutionären Geister, welche alle Auctorität untergra-

ben, an die einst Gott abzulegende Rechenschaft erinnert werden.

„Die bürgerliche Gesellschaft,“ sagt Leo XIII., „handelt gegen das Naturgesetz, wenn sie allen Neigungen und allem unfittlichen Treiben die Zügel schießen läßt, so daß Lügen und Laster ungestraft die Geister verwirren und die Herzen verderben dürfen.“ „Es ist nicht zum ersten male, daß Regierungen als Pioniere der Revolution arbeiten. Auch die französische Regierung hat es am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gethan. Die Bourbonen haben den Jakobinern die Wege geebnet.“ (Bischof Hassner.)

In der Encyclika „Ueber die Arbeiterfrage“ kommt der Heilige Vater auf die Rechte und Pflichten des Staates wieder zu sprechen. Der liberalen Lehre vom Rechtsstaate macht er den Garauß. Er räumt der öffentlichen Auctorität, ohne Rücksicht auf den Träger derselben, die weitgehendsten Rechte und Pflichten zur Förderung des Gemeinwohles und zum Schutze des Arbeiters insbesondere ein.

Mögen die Berufenen die Stimme des "Lumen de coelis," der von der Warte der Wahrheit die Weltfrage überschaut, als eine Stimme von Oben erkennen, mögen sie ohne allen Verzug Hand anlegen, damit die sociale Noth der Zeit durch Säumniß nicht noch größer werde. Die Encyclika "Rerum Novarum" ist geseichsam die Arche für unsere schiffbrüchige Welt, die Magna Charta einer gesunden Socialreform. „Eilen wir zu unserer Helferin und Fürsprecherin, der Gottesmutter und Jungfrau Maria, damit sie, die Besiegerin des Satans von ihrer Empfängniß an, sich mächtig erweise.“ (Leo XIII. „Encyclika über die Freimaurer vom 20. April 1884.)

III. Kirche.

1) Wir erblicken zuerst den Papst, den Stellvertreter Gottes auf Erden. Er steht mit würdevoller Miene, und breitet flehend seine „Hände zum Gebete aus vor Maria, der Helferin der Christen,“ auf daß sie die christliche Gesellschaft in Schutz nehme.

Hören wir, was über den Beruf des

„Papst es der Historiker von Naumer sagt: „Es liegt in dem Amte des Papstes als Stellvertreter Christi, daß er den Hilfsbedürftigen ein sicherer Anker, den Bösen ein Schrecken, und denen, die in der Knechtschaft sind, ein Tröster sei.“ Im Amte des Papstes liegt es somit, Kultur und Civilisation, Sittlichkeit und Bildung—mit einem Worte, das sociale Wohl der Völker zu fördern und zu erhöhen.

Es würde über den Rahmen unserer Abhandlung weit hinausgehen, wollten wir eingehend schildern, was im Laufe der Jahrhunderte die Päpste zum socialen Wohle für die Menschheit im Allgemeinen, für einzelne Menschen gethan haben. Zur socialen Nothlage rechnet man die drückende Armut. Da nach der Lehre des Heilandes Arme stets unter uns sind, so haben die Päpste Arme unterstützt und der drückenden Armut so viel wie möglich abgeholfen.

Was die Päpste gegen Sklaverei und Wu-

ther gekämpft, ist bekannt. Wir erinnern nur an die verschiedenen Orden, die in dieser Richtung thätig waren. Ueberall, auf allen Blättern der Jahrhunderte finden wir bewahrheitet, daß der Papst der vorzüglichste Helfer in socialer Nothlage ist.

Hätte der berühmte Historienmaler Friedrich seinen Carton nach dem 15. Mai 1891 entworfen, so hätte er ohne Zweifel den jetzigen glorreich regierenden Papst Leo XIII. den hehren Kreis auf Petri Stuhl, vorgeführt, wie er die Encyclika „Ueber die Arbeiterfrage“ der leidenden Menschheit als Magna Charta überreicht und wie er durch die Himmelsmutter hierzu den Segen von Oben erflehte. Die Gratulationen, die von nah und fern, von Freund und Feind einliefen, sind Beweis genug, daß die Encyclika auf der Höhe der Zeit steht und den faulen Punkt der heutigen Weltlage tief berührt.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Träger des Skapuliers.

Auf den Berg Karmel, wo einst der Prophet Elisäus weilte, hat unsere himmlische Mutter Maria einen Blick besonderer Huld geworfen. Trägt doch das Schutz- und Ehrengewand, mit welchem Maria alle ihre Kinder bekleidet sehen möchte, und an welches das doppelte Privileg der Beharrlichkeit in der Gnade oder der aufrichtigen Bekehrung sowie der baldigen Befreiung aus dem Reinigungsorte geknüpft ist, gerade von diesem Gnadenorte seinen Namen: Skapulier unserer lieben Frau vom Berge Karmel. „Daselbe ist,“ wie die seligste Jungfrau es dem hl. Simon Stock selbst offenbarte, „das Zeichen des Heiles, eine Schutzwehr in den Gefahren, ein Bündnis des Friedens und des ewigen Vertrauens.“

So wollen wir denn im rechten Geiste, in kindlich reinem, vertrauensvollem Sinne dasselbe tragen und recht oft uns in dem schönen „Gebeten an die seligste Jungfrau vom Berge Karmel“ wenden:

O allerseligste, unbefleckte Jungfrau, Zierde und Glanz des Berges Karmel, die du mit ganz besonders gnädigem Antlitz auf jene herabsiehst, welche mit deinem verehrungswürdigen Gewande bekleidet sind, blicke auch gütig auf mich und bedecke mich mit dem Mantel deines mütterlichen Schutzes! Stärke doch meine Schwäche mit deiner Macht; erleuchte die Finsterniß meines Herzens mit deiner Weisheit; vermehre in mir den Glauben, die Hoffnung und die Liebe! Schmücke meine Seele so sehr mit Gnaden und Tugenden, daß sie stets deinem göttlichen Sohne und dir theuer sei! Stehe mir im Leben bei, tröste mich im Tode mit deiner lebenswürdigsten Gegenwart und stelle mich der allerhöchsten, heiligsten Dreifaltigkeit als dein Kind und deinen treuen Diener vor, auf daß ich dann dich ewig im Himmel loben und preisen könne! Amen.

Dreimal: Begrüßet seist du Maria, und Ehre sei u. s. w.*)

*) 200 Tage Ablass, einmal im Tage, wenn man reumüthig und andächtig dieses Gebet spricht. Leo XIII. durch Reskript der hl. Ablasskongregation vom 16. Januar 1886.

Das Vergißmeinnicht.

Im Jahre 1809 befand sich in dem damals in Strassburg garnisonirenden 12. Linienregimente ein Corporal Peter Pitois aus Morvan in Burgund. Er war der tapferste Soldat im ganzen Heere, der Erste auf dem Schlachtfelde und der Letzte weg. Als dieses Regiment nun einige Monate später, nachdem es auf den Schlachtfeldern von Wagram eine reiche Ruhmesernte gemacht, seinen Siegeseinzug in Strassburg hielt, brachte man auch jenen Soldaten, nicht verwundet, sondern gefesselt in die Stadt, denn er war vor der Schlacht desertirt. Das Kriegsgericht trat zusammen. Wie ist es möglich, rief man ihm zu, daß Du, ein so tapferer Soldat, mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust, das Heer so schmachlich verlassen konntest? Doch diese Verwunderung stieg noch mehr, als Pitois antwortete: Es reut mich nicht!—Er wurde zum Tode verurtheilt und in's Gefängniß abgeführt. Mitten in der Nacht ging die Kerkerthüre auf, es trat ein Offizier herein, ging auf ihn zu und nahm ihn bei der Hand. Ich sah Dich sechsten, rief er, in der Schlacht bei Austerlitz, gewann Dich lieb und komme nun in Deiner letzten Stunde als Freund zu Dir. Doffne mir dein Herz, hast Du mir nichts zu sagen? Nein, sagte Peter. Kein Lebewohl für Deinen Vater, Deine Schwester?—Mein Vater ist gestorben, eine Schwester hatte ich nie. Für Deine Mutter? fragte der Fremde weiter. Ach sprechen Sie diesen Namen nicht aus, rief Peter auffpringend, so oft ich ihn höre, kommt es mir vor, als müßte ich weinen, und weinen soll ein Mann nicht. Du bist zu streng, erwiderte der Offizier, beim Andenken an meine Mutter würde ich mich der Thränen nicht schämen. Wie, Sie lieben Ihre Mutter, und dann will ich Ihnen Alles sagen, hören Sie!

Seitdem ich auf der Welt bin, habe ich nur ein Wesen geliebt, meine Mutter. Die aber liebte ich, wie gewöhnliche Menschen nicht zu lieben wissen, mit Allem, was Kraft und

Leben in mir ist; sie war mein Ein und Alles! Als ich zum Militär mußte, brachte mich der Gedanke der Trennung von ihr fast zur Verzweiflung. Sie aber rief: Sohn wenn Du mich liebst, thue Deine Pflicht. Ich ging, dies Wort im Herzen behaltend bis zur Stunde. Des Soldaten Pflicht ist Gehorsam; ich that sie und suchte wie ein Löwe und wer mich so den Kugeln entgegeneilten sah, pflegte wohl zu sagen: Das ist ein Mann von Muth und Ehrgefühl! Mit mehr Grund hätte er aber gesagt: Das ist ein Mann, der seine Mutter aufrichtig liebt! Da kam ein Brief, daß meine theure Mutter krank sei. Ich bat um Urlaub, erhielt ihn aber nicht. Ich weinte, da dachte ich an jenes Wort, wenn du mich liebst, so thue deine Pflicht! und ich wischte mir die Thränen ab. Kurz darauf erfuhr ich, daß sie gestorben sei; da verlor ich den Kopf. Ich verließ das Regiment, um den Ort zu sehen, wo meine Mutter begraben liegt. Diesen Drang meines Herzens konnte ich nicht überwinden; doch warum?—Hören Sie!

Wir Bauern in den Gebirgen Hochburgunds sind schlichte, einfältige Menschen; uns fehlt der Unterricht und das Wissen der Städter; an ihrer Stelle haben wir einen gewissen kindlichen Glauben, welchen die Städter Aberglauben nennen. Ein solcher Glaube ist unter anderm auch der, daß der ersten auf einem Grabhügel aufspriessenden Blume die Kraft innewohne, daß, wer sie pflücke, sicher sein kann, den Todten nie zu vergessen und von ihm nie vergessen zu werden. Diese Blume habe ich auf dem Grabe meiner Mutter pflücken wollen. Nach einem beschwerlichen Marsche in die Heimath und nach wochenlangem Warten sah ich endlich, als eben die ersten Sonnenstrahlen eines schönen Tages sich zeigten, ein kleines Blümchen von himmelblauer Farbe sich öffnen. Es war ein Vergißmeinnicht. Ich pflückte es und eilte, mich beim Regimente zur Verhaftung zu stellen, denn nun war mir nichts mehr zu wünschen übrig.

Nachdem jener Soldat dem wohlwollenden Freunde, der ihn im Kerker besuchte, Alles gesagt hatte, sprach er noch zu ihm: Da ich nun sterben muß, so bitte ich Sie noch, mir einen Liebesdienst zu erweisen. Die Blume, die ich auf meiner Mutter Grab gepflückt habe mit Gefahr meines Lebens, ruht eingenäht auf meiner Brust. Versprechen Sie mir, daß man dieselbe nicht von meinem Leibe trenne. Sie ist das Band, das mich an meine Mutter knüpft, und müßte ich fürchten, daß dieses Band zerrissen werden sollte, so würde ich muthlos sterben. Der unbekannte Freund versprach es ihm und nahm Abschied.

Als Peter Pitois am folgenden Tage schon auf dem Richtplatze angekommen—und bereits das Todesurtheil abgelesen war, ließ sich plötzlich dumpfes Gemurmel und dann lautes

Geschrei in den Reihen der Soldaten vernehmen: Der Kaiser, es ist der Kaiser!—Er winkte von seinem Pferde mit der Hand, Pitois ward von seinen Banden befreit und indem er in dem Kaiser seinen Freund im Kerker erkannte, stürzte er weinend zu seinen Füßen nieder. Für Deinen Fehler, sprach der Kaiser, hast Du genug gebüßt. Ich schenke Dir die Freiheit, weil Du Deine Mutter so sehr geliebt und ernenne Dich zum Hauptmann meiner Garde, denn ein guter Sohn ist immer auch ein guter Soldat!—Laut jubelte die Menge, die Soldaten frohlockten und jauchzten und jedes Herz war tiefgerührt vor Freude. Wenige Jahre nachher fiel dieser brave Kriegsmann in der Schlacht bei Waterloo und starb auf dem Felde der Ehre eines schönen Todes.



Das Christenthum bietet dem Menschen ein zweifaches. **E**rstens will es den Menschen heben, stärken, veredeln im Reiche der menschlichen Natürlichkeit. So steht das Christenthum da als die Urheberin der Kultur, die Mutter der Civilisation, die Retterin der Völker, die ordnende Macht in der Familie im gesellschaftlichen Leben. Was der Mensch wird ohne diese christlichen Aufhülfe, zeigen uns die Schrecknisse des Heidenthums, sowohl in alter Zeit, als bei uns in der Gegenwart. Der Psalmist sagt, Gott habe den Armen vom Dünghaufen emporgehoben. Die heutige entchristlichte Welt steht wieder in Gefahr, im Dünghaufen zu ersticken.

Zweitens bietet das Christenthum dem Menschen Ziele und Wahrheiten, welche den Gesichtskreis menschlicher Vernunft und die Kräfte menschlicher Natur wesentlich überragen. Zu dem erfahrbaren Theil der Lehre Christi kommt noch ein bloß glaubbarer, der Wahrheiten enthält, die man als feststehend annehmen soll aus gläubiger Ehrfurcht gegen Gott. „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“

Als der hl. Ludwig von Jerusalem nach Frankreich zurückkehrte, überfiel ihn auf dem Meer ein solcher Sturm, daß die drei Mastbäume zerbrachen und alles in der äußersten Gefahr war. Ludwig begibt sich in's Gebet. Da hört er ein Klägliches. Er fragt, woher dieser Schall komme. Man sagt ihm: Von dem Karmelberg, der Kirche der Marien-Brüder. Nun gelobt der König alsbald Mariä: wenn er mit den Seinigen aus diesem Sturm werde errettet werden, dann wolle er etliche dieser Marien-Brüder in Frankreich einführen, ihnen einige Klöster bauen, und wolke Marien zu Ehren den Karmel alsbald besuchen. Siehe, sofort hören die Winde auf, das Meer ist still und Ludwig hält alles, was er gelobt.

Von dem Könige von England, Richard Löwenherz, dem Helden der Kreuzzüge, der sein Herz, das kühnste wohl, das je unter dem Panzer eines Ritters geschlagen, unserer lieben Frau von Rouen vermachte, erzählte die Geschichte, daß er Maria verehrte wie eine Königin und liebte wie eine Mutter.

„Das arme Herrle.“

Ein psychologischer Versuch.

Von P. Paul Mathies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Wie sie so der letzten Höhe miteinander zuschritten, fragte der Sanitätsrath plötzlich: „Sind Sie angegriffen? Oder müde? Sie sagen ja kein Wort.“

„Ich fühle absolut nichts von Ermüdung. Ich könnte heute noch auf den Biz Julier klettern. Nein—ich denke über Ihre Rede nach: Sie scheinen für die Katholiken eine gewisse Sympathie zu hegen.“

„Wundert Sie das?“

„Bei einem Arzte, ja.“

„Wieso gerade bei einem Arzte?“

„Weil der doch tiefer in die Geheimnisse des menschlichen Lebens eingedrungen ist und über eine wissenschaftliche Bildung verfügt, die ihm die sogenannte religiöse Weltanschauung leicht entbehrlich macht.“

„So? Meinen Sie? Der Mann der Wissenschaft bedürfte keiner Religion?“

„Wir Gebildeten finden in der Kunst, was die Massen im Kirchenglauben suchen.“

„Wollen Sie mir dann, Herr Dichter und Philosoph, einmal sagen, inwiefern uns Gebildete die Kunst lehren und—hören Sie mich wohl!—wirksam antreiben könnte, auch unter den schwersten Dpsern unsere Pflichten zu erfüllen?“

Lothar war einigermaßen überrascht. Er fand keine rechte Antwort. Der Sanitätsrath stieg langsam hinter ihm bergan und fügte seiner Frage nichts weiter hinzu, als ob er keine Antwort erwartete. Der Studiosus begann endlich auf's Neue:

„Sie spotten wieder ein bißchen auf. . .“

„Ganz und gar nicht, Freund. Ich meine es ernst.“

„Aber einen gebildeten Mann kann doch das dogmatische Christenthum heutzutage nicht mehr als Adeptus gewinnen!“

„D meine Praxis hat mich schon mehr wie einmal an das Krankenbett gebildeter, eifriger Katholiken geführt. Sie wissen, daß ich selbst Protestant bin und keiner von den Muckern. Das hält mich aber nicht ab, zu erklären: Es liegt im Katholizismus eine geheimnißvolle Kraft, die sich an seinen Bekennern gerade in der Stunde des Leidens ganz wunderbar bewährt. . .“

„Das ist. . .“

„Das ist ein Faktum, welches ich wiederholt beobachtet habe. Kann's nicht helfen.“

„Aun, die Priester haben bekanntlich eine große Macht über die Seelen.“

„Deswegen kann ich ihnen nicht gram sein, falls sie diese Macht nicht mißbrauchen.“

„Ja, ganz recht, Herr Sanitätsrath, falls. Dieses, falls' unterschreibe ich.“

„Dann wären wir uns ja einig.“

„Nein, nein, nein. . . ich wollte nur darauf hinweisen, daß eben der Clerus seinen Einfluß in unerhörter Weise mißbraucht.“

Der Sanitätsrath blieb stehen.

„Wo? Wie? Wann? Wenn ich bitten darf, junger Herr.“

„Aber Herr Sanitätsrath! Die Geschichte ist ja voll von Beispielen. . .“

„Der Priesterherrschaft; ganz recht. Aber wer sagt Ihnen, daß dieses nicht die Ausnahmen sind? Im Allgemeinen—nur das vertheidige ich—ist der Einfluß der Pfaffen ein für die Gesellschaft wohlthätiger. Ich sage ja auch nicht, was die Priester lehren und herbeten, sei alles richtig. Aber ich bedaure—und besonders als Arzt bedaure ich es, daß der Einfluß der Religion bei uns Protestanten immer mehr schwindet. Ich gehe so gar so weit, zu behaupten, daß ceteris paribus ein frommer, gläubiger Katholik auch physisch mehr aushalten kann und meistens leichter und

erfolgreicher eine ärztliche Behandlung durchmacht, als unsere Allerweltsbildungsmenschen und skeptischen Philosophen. Der nervöse Patient unseres glorreichen Jahrhunderts, der Modekranke, findet sich bei den frommen Katholiken am festesten. Das psychische Uebel einer haltlosen, unsicheren, ewig herumtastenden Lebensanschauung hat sehr oft physische Folgen. Kann's nicht helfen: die Katholischen mit ihrem festen Dogma, ihrer Beichte, ihren—na, nennen Sie es meinetwegen eigensinnigen, verbohrtten Ansichten sind hygienisch im Recht. Sie sind nicht so häufig erblich belastet wie die religiös Indifferenten, und ihre pathologischen Zustände sind—ich möchte sagen, weniger heftigregierend. Und—wenn es ihnen eben doch an den Krügen geht, sterben Sie ganz anders. Ich habe Anno 70—71 in Frankreich und sonst in Hospitälern gesehen, wie beruhigt diese Katholiken durch die bloße Gegenwart des Priesters sind. Meine Beobachtungen liefern mir Fakta genug, wenn ich mir auch das eigentliche Geheimniß nicht lösen kann. Ich habe schon wiederholt ganz ungebürdige Kranke gehabt, für die ich, wenn sie Katholiken waren, den Priester holen ließ. Nachher hätte ich ihnen beide Beine und Arme abschneiden können, so ergeben, ruhig und muthig werden sie. Ich sag' Ihnen, lieber Freund, die Krankenschwestern und Pfaffen—die gehören in die Arzneikunde. Ich habe schon manches Recipe in dem Sinne verschrieben. Kann's nicht helfen."

„Der Aberglaube ist eben auch eine Weltmacht."

„Freund, da sind Sie wieder vor schnell. Warum sagen Sie nicht ‚Glaube‘ statt ‚Aberglaube?‘"

„Das kommt in unserem Falle auf dasselbe hinaus."

„Nein, lieber junger Herr. Sie kennen das menschliche Herz noch wenig. Es giebt in der positiven Religion etwas ganz Reelles, Wirkliches, Faktisches, was sich dem Sezirmesser freilich entzieht. Aber es ist da; tief im Menschenherzen, als wohlthätiger Faktor, als . . ."

„Ganz gut und schön. Aber warum wollen

Sie diesen wohlthätigen Faktor einzig und allein bei den Katholiken finden?'"

„Daran denke ich gar nicht! Auch unter uns Protestanten giebt es Individuen, welche großen moralischen Muth und wahre Stärke in ihrem Bekenntniß finden. Aber wie viele, bitte? Wo ist der eigentlich praktische Einfluß der Religion in unserer Kirche? Die sogenannten Bekenntnißgläubigen sind ja bei uns ganz seltene Exemplare. Der Durchschnittsprotestant ist ein guter Bürger, Familienvater, Gelehrter und was Sie wollen, aber—aber es muß ihm gut gehen. Kann's nicht helfen, unser Protestantismus von heutzutage hat wenig Werth als Arzneimittel. Er heilt nicht, er wirkt auflösend. Uebrigens ist das kein Gespräch für einen gemüthlichen Spaziergang."

„Das sind' ich auch. Wir kümmern uns um die schöne Aussicht so wenig wie zwei Spaziergänger unter den Linden von Berlin."

„Ihnen spuckt Berlin noch immer im Kopse herum."

„Das Leben in der großen Stadt sagt mir besonders zu. Hoffentlich sehe ich in einigen Wochen einmal wieder im Cafe Bauer."

Der Sanitätsrath erwiederte nichts, sondern schaute unter seinen dichten, grauen Augenbrauen ernst auf den jungen Mann. Sothar erröthete ein wenig und schritt schnell voran. Nach zehn Minuten, welche sie schweigend zurückgelegt, standen sie auf der Höhe. Es wehte ein scharfer Wind vom Pizzo della Margna über den Silvaplanner See herüber. Der Student hustete in einem Tone, der seinem Begleiter wenig gefiel. Der Arzt mahnte:

„Nicht hier im Winde stehen, nachdem wir uns heiß gestiegen!" Die Aussicht läuft uns nicht weg, die schauen wir uns später an, nachdem wir dort im Chalet ein Glas Milch und vorher einen Enzian getrunken."

Damit gingen sie eilig auf das primitive Holzhäuschen zu, in welchem eine runzelige alte Sennerin einige Getränke und sonstige Erfrischungen feilbot. Um die Bude liefen höl-

zerne Bänke herum, vor denen rohgezimmerte Tischchen in den Erdboden gerammt waren.

„Hinter dem Hause wären wir vor dem Winde geschützt“, sagte der Sanitätsrath, aber die Plätze scheinen schon besetzt zu sein. Ich höre Stimmen.“

Wie erstaunten die beiden Wanderer, als sie um die Ecke bogen! Da saß da Josephle hinter dem Tische auf der Holzbank und spielte lachend und stammelnd mit einem Strauß von Edelweiss und Alpenrosen. Neben ihm natürlich Bruno, der den linken Arm um den Nacken des Knaben gelegt. Gegenüber auf einem Klappstuhle der Pittore, eifrig mit einer Aquarellskizze der beiden ungleichen Freunde beschäftigt.

„Boz tausend!“ rief der Sanitätsrath, „wie seid denn ihr hier hinauf gekommen? Mit dem Josephle obendrein!“

Bruno antwortete vergnügt:

„Wir haben ihn auf einen Esel gesetzt und gingen an den Seiten des Thieres nebenher. Ganz einfach, gelt Josephle.“

„Buno, Buno, Buno,“ lachte der Knabe und streckte dem Sanitätsrath, den er sehr wohl erkannte, seinen Blumenstrauß entgegen.

Lothar konnte das von dem Lachen nur noch mehr verzerrte Gesicht nicht ertragen und ging sofort in das Haus, nachdem er Della Baletta und Bruno einen guten Tag zugewinkt. Der Arzt setzte sich zur Linken Josephs. Der Italiener malte unbekümmert weiter, nachdem er trocken bemerkt:

„Sie kommen aber nicht auf mein Bild, Herr Sanitätsrath.“ „Wenn ich nur das Bild bekomme, bin ich zufrieden.“

„Oho, oho!“ machte der eifrige Künstler, und — der Professor fuhr plötzlich wieder von der Bank in die Höhe — Joseph wiederholte:

„Oho, oho!“

Mit Enthusiasmus sagten der Sanitätsrath, Bruno und Della Baletta noch einmal:

„Oho, oho! Josephle, Oho!“

„Oho, oho!“ machte das „Herrle“ abermals, lachte und spielte mit seinen Blumen

weiter. Der Arzt gab ihm einen leisen Puff und rief dabei:

„Oho, Bruno!“

Wichtig kam es heraus:

„Oho, Bruno!“

„Bravo, Josephle! Bravo, bravo!“ Alle klatschten in die Hände und geberdeten sich wie Kinder, die vor Freude närrisch sind.

Bruno erklärte dem Sanitätsrath:

„So geht es seit gestern. Alles versucht er nachzusprechen.“

„Wirklich? Da müssen wir doch 'mal sehen. Joseph, sag, mal Alpina—Al—pi—na!“

Der Knabe sah dem Arzte aufmerksam in's Gesicht, brachte aber erst nach mehrfacher Aufforderung das Wort ziemlich gut hervor. Nun wollten auch Della Baletta und Bruno ihrerseits wieder neue Wörter vorsprechen, aber mit einem Male nahm Josephs Gesicht einen ganz müden, schlaffen Ausdruck an und dann lehnte sich der große schwere Kopf seitwärts an Brunos Brust und — der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit schief ganz ungeniert ein. Die drei Freunde des armen Herrle konnten sich vor Lachen nicht helfen, denn die Situation war zu komisch, indem jetzt Josephs Esel, welcher an einem nahen Baume angebunden stand, ein jämmerliches Yah, Yah anhub und Martin, der Treiberjunge, auf Romanisch dagegen anschimpfte. Darauf legten sie dem fest schlafenden einen Shawl über die Schultern und beruhigten sich allmählich. Bruno wollte nicht, daß man das Herrle in das Haus trüge.

„Ich bleibe hier still sitzen,“ sagte er, „Josephle schläft gerade so schön. Uebrigens kann ich meinen rechten Arm ganz frei bewegen, und — wenn es sein muß — auch ein Glas Ballestina zu Munde führen.“

Der Sanitätsrath verstand den Wink und bestellte 4 Viertel, auch eins für Martin. Als die Wirthin mit den Flaschen und Gläsern kam, warf sie einen scheuen Blick auf den schlafenden Knaben, und ging kopfschüttelnd wieder hinein. Bald erschien auch Lothar, dem es drinnen zu dampfig geworden:

„Was war denn hier vor dem Hause los! Ich hörte ein homerisches Gelächter.“

„Bah“, sagte der Student, indem er sich auch an den Tisch setzte, „ich dachte, es wäre ein guter Miß passiert. Weiter nichts, als daß ein Esel ‚Nah‘ und der andere ‚Cho, Bruno!‘ schreit?“

Bruno stieg das Blut in die Schläfen und der Sanitätsrath rief:

„Schämen Sie sich, Herr Hoffmann.“

„Schämen? Wieswegen?“

„Wegen Ihres lieblosen Ausdrucks.“

„O, wegen des Esels? Soll ich denn den Krüppel einen Adonis nennen?“

Bruno ärgerte sich, man konnte es sehen. Er beherrschte sich aber.

„Der Knabe“, bemerkte Della Baletta ruhig, „kann nichts dafür, daß er kränklich ist.“

„Kränklich nennen Sie das? Krank! Eine Mißgeburt sage ich, ein abscheuliches Wesen“

„Herr Hoffmann!“

„Ja, so garstig, daß ich ihn dort hinten in die Schlucht werfen möchte. Was nicht schön ist, hat kein Recht zu existiren.“

Der Förstersohn sprang auf und ließ seinen Schüßling auf die Bank gleiten. An allen Gliedern bebend ging er auf den Studenten zu.

„Ruhig Blut, beherrschen Sie sich, Bruno!“ mahnte der Sanitätsrath.

Aber Bruno stellte sich vor Lothar hin und rief, mit der Rechten zum Himmel deutend:

„Hui, Herr Hoffmann. Schämen Sie sich doch wenigstens vor unserem Schöpfer da oben, der Sie und uns alle und auch das Herrle geschaffen hat.“

Er sah wunderschön aus, der stattliche Jüngling in seiner gerechten Entrüstung. Lothar wich seinen Blicken aus und entgegnete kühl:

„Schöpfer! Na, Ihren süßen Knaben hätte er auch ein wenig hübscher schaffen können. Dann paßte er wenigstens zu Ihnen.“

Jetzt wollte Bruno dem Lästler an die Kehle, aber ein Wort des Sanitätsraths ge-

nigte, um ihm die Besinnung zurückzugeben. Der Arzt und Della Baletta traten zwischen die beiden Gegner, und Bruno wandte sich mit einem weiteren „Gott verzeih' Ihnen die Lästerrung!“ vom Tische ab und ging auf die nahegelegene Wiese, wo Martin neben seinem grasenden Thiere lag. Ehe die beiden andern Herren sich versahen, war ihm Hoffmann nachgesprungen. Als er Bruno erreichte, raunte er ihm zu:

„Mir war es nicht um den Idioten zu thun, Herr Stark . . .“

„Ich habe mit Ihnen nichts zu reden“, antwortete Bruno kurz.

„Ganz gut. Ich will Ihnen jedoch kurz bemerken, daß Sie sich um das Mädchen nicht weiter zu bemühen brauchen . . .“

„Was?“ Ich verstehe Sie nicht! Wovon sprechen Sie?“

„Sie können gut heucheln, obwohl Sie noch kaum im satisfaktionsfähigen Alter stehen. Aber um so eindringlicher fordere ich Sie auf: Wagen Sie nicht noch einmal, meinen Pfad zu kreuzen!“

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen . . . ich habe keine Ahnung, was Sie wollen!“

„Ruhig, der Doktor hört uns, das ist nicht nöthig. Wie gesagt, hüten Sie sich. Sie haben kein Recht auf die Miß, Sie . . . Sie grüner Knabe!“

Bruno verstand durchaus nicht, was der erregte junge Mann meinte. Er faßte einen raschen Entschluß, maß ihn verächtlich von oben bis unten, packte ihn um die Hüfte und wollte ihn in das Gras werfen. Da trat aber wieder der Sanitätsrath dazwischen:

„Ruhe hier, ihr großen Kinder! Hitzköpfe seid ihr! Herr Hoffmann, Sie sollten Ihre Geheundheit schonen. Bruno, gehen Sie: hören Sie nicht, daß Joseph nach Ihnen ruft?“ Leise, nur für Bruno verständlich, fügte er hinzu: „Bleiben Sie vernünftig. Der Mensch ist schwindstüchtig, Sie müssen Nachsicht haben. Sie könnten ihm ein Leids anthun.“ Damit schob er ihn fort und hielt dem Studenten eine längere Strafpredigt.

„Der Knabe braucht sich nicht in meine An-

gelegenhelten einzumischen“, unterbrach ihn Lothar.

„Wieso? Was hat er denn gethan?“

„Die Miß sollte so einem Milchgesicht den Laufpaß geben!“

„Welche Miß, zum Kukuk?“

„Nun, Sie wissen doch die Miß Longman's.“

„Erklären Sie sich, Freund. Was hat Bruno mit Ihrer Tischnachbarin vom Hotel Kuhn zu thun?“

„Ist er nicht gestern mit Mrs. und Miß Longman's nach Pontressina ausgefahren?“

„Nun ja. Die Damen wollten dem Joseph eine Freude machen.“

„Hahaha, dem Joseph! Diesem Idioten! Nein, ich habe es wohl gemerkt, der Bruno hat sich bei ihnen eingeschmeichelt.“

„Nun begreife ich. Aber — schämen Sie sich. Der Junge, ich versichere Sie, denkt nicht an solche Albernheiten, wie Sie im Kopfe haben. Auf die ehrliche, reine Seele brauchen Sie nicht eifersüchtig zu sein, Freund. Und die Miß ist ja mindestens fünf Jahre älter als der Knabe . . .“

„Darin besteht ja gerade seine niederträchtige Frechheit . . .“

„Jetzt hören Sie auf, Freund, und vernehmen Sie meine Meinung über Sie. Sie setzen dem Mädchen Grillen in den Kopf . . .“

„Kann ich nicht ehrliche Absichten haben?“

„Ehrliche Absichten! Warum haben Sie denn den beiden Damen aufgebunden, Ihr Papa sei Gouverneur der Insel Bornholm, ein steinreicher Mann, welcher in Stockholm . . .“

„Herr Sani . . .“

„Ja, pfui, schämen Sie sich. Kann's nicht helfen. Sapperment, nehmen Sie sich zusammen!

„Herr Sanitätsrath . . .“

Nun kommen Sie, wir wollen einmal da oberhalb der Alpe nach Edelweiß suchen. Sie müssen Ihre Studentenstreiche vergessen. Ich könnte Ihr Vater sein, bin darum ganz offen. Wissen Sie denn nicht, Sie thörichtes Menschenkind, daß Ihre Gesundheit sehr, sehr wackelig

ist? Kaum hier zur Erholung, fangen Sie wieder Dummheiten an. So, Sie brauchen mir nichts zu antworten; die Schande einer verunglückten Vertheidigung will ich Ihnen ersparen. Wo haben Sie Ihren Stof . . . Wir gehen jetzt. Der Wein ist bezahlt. Adanti!“

Lothar war bis über die Ohren purpurroth. Er ließ es geschehen, daß der alte Herr seinen Arm faßte und ihn auf den kleinen Fußpfad schob, der noch höher auf die Matten unter dem Biz Ner hinaufführte.

Bruno und Della Valetta sahen ihnen stumm nach.

„Ein unangenehmer Mensch, dieser Hoffmann“, bemerkte der Maler, „anfangs hielt ich ihn für einen idealen Jungen. Er ist sehr talentvoll und kein mittelmäßiger Dichter; aber die Phantasie ganz verdorben.“

„Man fühlt das heraus, ich weiß nicht wie. Mir war er schon lange unsympathisch.“

„Ich weiß, nachdem er Ihnen die Schmeichelei über Ihre klassische . . .“

„Ach bitte, verschonen Sie mich, Herr Della Valetta. Klassisch oder nicht klassisch; wenn man nur mit dem lieben Gott gut steht.“

„Sie sind ein Wunderkind, ein prächtiger junger Mann. Ich wollte, ich hätte ein Herz gehabt wie das Ihrige, Bruno, als ich in Ihrem Alter war. Seitdem ich Sie kenne, besonders seitdem ich sehe, was Sie für das Kind meiner Cousine thun, frage ich mich, ob Sie vielleicht der Erzengel Tobias sind . . .“

„Aber, Herr Della Valetta, es scheint, Sie wollen auch mit mir Streit anfangen?“

„Keine Idee. Was hat denn der Herr Hoffmann eigentlich zuletzt noch mit Ihnen gehabt?“

„Ich weiß es wirklich nicht. Er schrieb mir etwas von einer Miß zu . . .“

„Von einer Miß?“ Der Maler ging wieder an seinen Kasten und nahm die Palette.

„Ja, aber verstanden hab' ich ihn nicht.“

„Sie Erzengel.“

„Er thut mir im Grunde doch leid. Er ist schwindstüchtig und . . . und . . . na, kurz, ich wollte, ich könnte ihm irgendwie helfen.“

„Noch einmal: Sie Erzengel!“

„Buno, Buno—Yah“ rief in diesem Augenblicke Joseph, wie um seinen Freund aus der Verlegenheit zu befreien. Dabei zeigte der Knabe auf den Esel, der drüben gerade von Martin aus irgend einem Grunde geprügelt wurde.

Welche Veränderung jetzt und vor etlichen Monaten! dachte Bruno, nahm seinen Freund liebevoll bei der Hand und führte ihn zu dem Grauthier. Der Maler wandte sich nach der Gruppe um und seine Augen füllten sich mit Thränen, als er Joseph, unterstützt von Bruno und Martin, auf seinen Damensattel klettern sah.

„Wir kommen in einer halben Stunde wieder vorbei und holen Sie ab!“ rief Bruno dem Italiener zu. Letzterer nickte und ging eifrig an die Arbeit.

Nach einer halben Stunde, noch bevor die Reitpartie zurückgekehrt war, klopfte Della Baletta nach der Wirthin. „Haben Sie wohl ein Briefcouvert, einen Umschlag?“

„Gewiß, Herr. In meiner Kammer . . . aber nicht sehr feines Papier . . .“

„Das thut nichts. Geben Sie mir einen. Und eine Postmarke, wenn Sie die hier oben haben.“

„Hab ich alles. Unserer kommt ja selten in's Thal und schreiben thut man doch. Sehen Sie, ich hab' einen Sohn drauß in Amerika.“

„So? Wie heißt er denn?“

„Peter. Peter Schocher. In Chicago ist er. Haben Sie den Namen schon gehört?“

„Freilich. So, von dem müssen Sie mir 'mal erzählen. Aber erst, bitte, den Briefumschlag.“

Die Alte stolperte eilends in das Haus und holte das Gewünschte. Sie schaute dann erstaunt zu, wie der Maler eine Bleistift Skizze zusammenfaltete und in das Couvert schieben wollte.

„Hat der Herr das hier gemalt?“

„Gezeichnet, ja. Will Sie 'mal schauen, Mutter?“

Die Bleistift = Skizze stellte eine lebhaft Gruppe von Personen dar, welche um ein Maulthier beschäftigt waren: Martin, der Treiber; Joseph, das arme Herrle und—ein

strahlender, schöner Eng! in Panzerbrünne und Helm mit schlanken Flügeln. Der Himmelsbote breitete die Arme schützend über Joseph aus.

„D du mein!“ rief die Wirthin, nachdem sie das Bild aufmerksam angeschaut, „der Engel schaut ja grad wie der schöne junge Herr, der mit dem blassen Knaben daher geseffen und Bektiner getrunken hat.“

Della Baletta nickte bloß, nahm der Alten das Papier weg und schrieb unter die Skizze: „Raphael und Joseph.“ Dann wanderte der Bogen schnell in das Couvert und mit schwarzer Tusche wurde die Aufschrift gemacht:

„Ihrer Hochwohlgeboren
Frau Baronin Francesca von Fernau,
Hotel Stephanie,
Baden-Baden,
Deutschland.“

„Sie sind ein großer Maler, scheint's,“ meinte die Frau, um auf ihre Art zu loben.

„Woraus schließt Sie das, Mutter?“

„Weil Ihr den prächtigen Engel gut abgebildet habt. Soll denn das ein heiliger Michael sein?“

„Jedenfalls ein Engel. Er hat aber so etwas von Raphael. Ihr kennt doch die liebliche Geschichte vom Tobias?“

„Wohl, wohl, Herr. Aber warum haben Sie ihm's Antlitz von dem jungen Herrn gegeben?“

„Mutter, weil der auch ein guter Engel ist, oder doch einer, den Gottes heilige Engel ganz besonders schützen.“

„Glaub's schon, Herr. Mer siehts. Mer siehts an den Augen. Ach, du lieber Gott, ob mein Peter auch noch so unschuldig daher schaut!“

Und nun mußte Della Baletta das Lob des besten Sohnes anhören.

(Fortsetzung folgt.)

Wer immer unter den katholischen Christen den göttlichen Heiland Jesus Christus wahrhaft und vom Herzen liebt, der muß nothwendiger Weise auch seine gloriwürdige Mutter, die allerfeligste Jungfrau Maria, lieben. Die Liebe zu Jesus kann ohne Liebe Mariens nicht bestehen.

Der Rosenkranz, der letzte Hoffnungsanker.



Or einigen Jahren starb in einer deutschen Stadt ein hochbetagter Mann, der seine späteren Jahre in großer Frömmigkeit zubrachte und sein Leben mit einem seligen Tode beschloß. Die Eltern, die ihn und seine Schwester wahrhaft fromm und christlich auferzogen hatten, waren gestorben u. beide Geschwister lebten zusammen. Großes Vermögen und die Verführung der Welt hatten den Sohn bald vom rechten Wege abgelenkt und er ergab sich jener Leidenschaft, welche den Menschen blind macht und ihm allmählich jedes edlere Gefühl und zuletzt den Glauben raubt. Die Thränen seiner frommen Schwester, die sich über sein Elend halb blind weinte, machten keinen Eindruck mehr auf ihn; doch sie ließ sich nicht irre machen. Alle Tage Morgens in aller Frühe eilte sie in die Kapelle, die unweit der Stadt auf einem Hügel stand, um dort vor dem Gnadenbilde Mariens ihren immer tiefer sinkenden Bruder zu empfehlen. So gingen fünfzehn Jahre, fünfzehn lange Jahre der Sünde vorüber, er blieb stets der Alte; aber in ihrem Innern rief es unaufhörlich: Es ist unmöglich, es kann nicht sein, nein, es ist unmöglich, Maria verläßt mich nicht! — Der Bruder, in Folge seiner Verschwendung auch von zeitlicher Noth gedrängt, griff endlich zum letzten Mittel der Gottlosigkeit und entschloß sich, sich selbst das Leben zu nehmen. Am frühen Morgen ging er zur Brücke außer der Stadt; schon nahte er sich dem Geländer, schon hob er den einen Fuß hinüber, um sich in den Fluß zu stürzen, als er mit dem andern an Etwas stieß. Eine unwiderstehliche Macht zwang ihn, dasselbe aufzuheben. Er hob es auf—er sah es an — er betrachtete es genauer, es war — ein Rosenkranz! — Christen, glaubt ihr wohl, ihn habe ein blinder Zufall oder nicht vielmehr die Hand des Herrn, seine göttliche Vorsehung hingelegt auf die Fürbitte der Mutter jenes Gottes, der gesagt hat, daß ohne sein Wissen kein Haar von unserm Haupte und kein Sperling vom Dache falle? — Der Sünder aber be-

trachtete den Rosenkranz und wie ein Blitz durchzuckte die Gnade seine Seele; ganz andere Gedanken stiegen nun in seinem Innern auf, er dachte zurück an die Tage seiner Kindheit, wo er an der Seite seiner frommen Mutter so oft das Gnadenbild Mariens besuchte, an die ewig schöne Zeit seiner Jugend, wo er noch glaubte und betete; und zum erstenmale seit vielen, vielen Jahren betete er wieder und also betend und weinend kam er immer weiter weg von der Brücke und endlich bis hin zur Kapelle. Da eilte er hinein, kniete sich vor dem Bilde der Muttergottes nieder und bitterlich weinend über seine Sünden, faßte er den festen Vorsatz, sein Leben zu bessern, was er auch bis zu seinem Tode hielt.

Doch nicht allein weinte er in der Kapelle; ohne daß er sie bemerkte, war seine Schwester zu ihrem täglichen Gebete da, und als sie ihn sah und schnell seinen Schmerz erkannte, da stieß sie einen Schrei des Jubels und der Wonne aus; sie konnte nicht mehr knieen, nicht mehr beten, laut klopfte ihr Herz, in Strömen flossen ihre Thränen. So ist es wahr, so bleibt es wahr durch alle Ewigkeit, rief sie entzückt und frohlockend aus, unerhört ist es, daß Maria den Menschen verläßt! Alle Thränen, die ich geweint, alle Seufzer, die mir der Schmerz ausgepreßt, alle Nächte, die ich schlaflos durchwacht, all die vielen bitteren, kummervollen Stunden sollen zum Dank Dir werden, zum Lob, zum Preis, o Königin der Herrlichkeit, o Mutter der Barmherzigkeit! — O, ihr lieben Eltern, die ihr im Grabe ruht, die ihr uns Beide so fromm erzogen, freuet euch, ja freuet euch, denn den Bruder, den die Sünde von mir getrennt, hat das Erbarmen Mariens mir wieder zugeführt, verbunden sind wir nun wieder durch den Glauben an Gott und die Liebe zur Muttergottes! Ja, Bruder, weinend lege dein Haupt an diesem Herzen nieder, denn was dir die Sünde früher geraubt, hier findest du Alles wieder!

Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

Wenn man im Kloster ist und Gehorsam geschworen hat, da muß man oft Manches thun, was Einem sonst nie eingefallen wäre. Wo hätte ich denn jemals früher daran gedacht, daß ich auch mal Etwas schreiben sollte für den Druck. So was wäre mir noch nicht einmal im Traume eingefallen.

Ich habe schon als Schulbub' heillosen Respekt gehabt vor Allem, was gedruckt war.— Und ich kann mir noch ganz gut vorstellen, wie unser altnobischer Lehrer mir mit dem Lineal über die Fingerknöchel schlug, weil ich die Hand so dumm stellte zum Schreiben.— Und jetzt soll ich für die Rundschau schreiben! Und es soll gedruckt werden, was ich schreibe! Was würde mein alter Lehrer dazu sagen, wenn er noch lebte! Seine sehnige Hand würde gewiß wieder nach dem Lineal jucken.

„Aber,“ sagt Du, bieberer Leser, warum schreibst Du, wenn es dir nicht drum „zu thun ist?“ Ja, das muß ich dir erzählen wie das gekommen ist.— Ich bin ganz unschuldig an der Sache, wann's vielleicht nicht recht geht. Wenn Jemand an die Brust klopfen muß und „durch meine Schuld“ sagen muß, dann ist's mein Pater Prior—der hat's so gewollt. Das kam so. Als die „Rundschau vom Berge Karmel“ letzten Oktober erschien, da waren wir Alle recht froh, daß wir endlich in Amerika eine deutsche Monatschrift zu Ehren der lieben Mutter Gottes erhalten sollten.— Und als dann das erste Heft kam, mit dem schönen Skapulierbild auf dem Umschlag, und als Titelbild die schöne Photographie des Skapulieraltars in unserer deutschen Dreifaltigkeitskirche in Niceville—Pittsburg wollt' ich sagen—da klopfte unser Herz vor Freude. Wer kann das herrliche Anfangsgebicht lesen ohne ganz entzückt zu werden? Aber, nachdem einige Hefte erschienen waren, hieß es von einigen Seiten her, „die Rundschau ist ein wenig zu „hoch“ für das gewöhnliche Volk. Der Re-

dakteur ist ein begabter Dichter und ein gelehrtes Haus, die frommen Jesuitenpatres, und die Doctores, und die Karmeliterväter sind tüchtige Schriftsteller, aber Unsererins kann da nicht gut mitmachen, und was das junge Volk angeht, das versteht ja kaum mehr das allgewöhnlichste Deutsch u. s. w. u. s. w.

Na, um die Wahrheit zu gestehen, mir ging's auch so, aber gemütht hatte ich mich nicht.—Wenn einmal so ein dickes Fremdwort kam, da guckte ich es zwei—dreimal an, und wenn ich es dann noch nicht gut kauen konnte, dann schluckte ich es halt ganz hinunter.

Da kam eines schönen Tages unser guter Pater Prior zu mir und frug: „Bruder Gottlieb, wie gefällt Ihnen die Rundschau?“ „Die Rundschau,“ antwortete ich, „ist wunderschön. So gehört sich's auch.—Es kann Nichts zu schön, zu herrlich sein zu Ehren der lieben Mutter Gottes.“

„Ja, so meine ich es auch,“ sagte darauf der Prior, „mir gibt es Viele aus unseren Lesern, die hätten lieber, wenigstens einige, recht volksthümliche Artikel. Da ist mir was in den Sinn gekommen. Wie wäre es, Bruder Gottlieb, wenn Sie es mal versuchten, Etwas zu schreiben.“

„Was? Ich?“ rief ich aus. „Aber, lieber Pater Prior, Sie scherzen wohl. Ich, ein armer Laienbruder, der ich nie einen Artikel für eine deutsche Zeitung, viel weniger für eine Monatschrift geschrieben habe, soll so, mir Nichts dir Nichts für die „Rundschau“ schreiben! Mitten unter die gelehrten Herren hinein! Das wäre ja gerade wie Saul unter den Propheten.—Schauen Sie, lieber Pater Prior, ich bin so ein deutscher Michel, und schwäche als oft, wie mir der Schnabel gewachsen ist, aber mit dem Schnabel kann man nicht schreiben!

„Nun, probiren Sie es einmal, Bruder, wir werden schon sehen, ob's geht oder nicht,“ endigte der Prior.

Und damit basta! Nicht als ob ich ihm widersprechen wollte! Der Wille des Obren ist bei uns der Wille Gottes. Und wenn der liebe Gott was will, dann geschieht's auch. So ist es zu Zeiten Balaams geschehen, daß ein Esel gesprochen hat, weil es der liebe Gott hat so wollen. Das ist ein großer Trost für mich, wenn ich es so recht bedenke.—So habe ich denn Muth gefaßt, und bin in Gottes Namen an das Schreibpult getreten—Papier und Tinte hatte man mir schon besorgt. Aber nun kam erst die liebe Noth! Oft wenn ich so was in den Zeitungen gelesen, natürlich nur in unsern katholischen Wochenblättern, was mir nicht recht gefiel, da ist mir dann hie und da so ein kleines Hochmuthsteufelchen in den Kopf gestiegen, das mir zuflüsterte: Guck, das hättest Du grad so gut, und noch besser sagen können.“ Und, zu meiner Schande muß ich gestehen, ich hab's ihm mitunter geglaubt. Ja, schwätzen, das kann jedes alte Weib. Wie oft hört man nicht Leute sagen, „Wenn ich einmal auf die Kanzel käme, ich thät den Leuten besser die Metten herunterlesen, als unser Herr Pfarrer, der ist gar zu still.“ Da

denke ich halt immer an meinen Esel. So geht's mir mit dem Schreiben. Ich kann auch über Alles schwätzen, wenn es darauf ankommt, aber jetzt, wo ich schreiben soll, geht mir auf einmal der ganze Wind aus. Da stehe ich und frage mir mit der Feder hinter den Ohren, als ob ich keine Drei zählen könnte, und wundere mich über was ich denn eigentlich schreiben soll.

Ich werde halt mit dem Pater Prior darüber Rücksprache halten müssen, ehe ich wieder die Feder in die Hand nehme.—Für heute wird es genug sein, wenn ich Dir lieber Leser, mein Leid geklagt habe, und Dir erzählt habe, wie ich dazu gekommen bin, anstatt den Klosterbesen in die Hand zu nehmen, mir die Finger mit Tinte zu beflecken. Ich will Dir gar nicht sagen, wie viele Bogen Papier ich schon zerstört habe.—Wenn's Papier nicht so billig wäre, so müßte die Klösterliche Armuth mir bald einen Strich durch die Rechnung machen.

Inzwischen wirst Du es mir nicht übel nehmen, wenn ich Dich dazu auffordere, ein kräftiges Vater Unser für mich und für alle Mundschauhschreiber zu beten.—Ich werde es auch für Dich thun, und zwar jeden Tag.



Ein schönes Beispiel von einer geistigen Rosenspende will ich euch erzählen, das uns der fromme P. Paulus Barry aufgezeichnet hat. Ein vornehmer Portugiese, welcher in seinem Hause einen türkischen Gefangenen als Sklaven hatte, wurde krank, und weil er durch längere Zeit das Bett hüten mußte, befahl er dem Sklaven, im Krankenzimmer einen Altar herzurichten und auf demselben eine Statue der Seligsten Jungfrau, die er im Hause hatte, aufzustellen; das Haupt Mariä sollte er mit einem Blumenkranze schmücken, sowie überhaupt den Altar mit einem Blumenstorb umgeben. Der Sklave vollführte genau die Befehle, ja, er that durch Gottes Gnade angetrieben, mehr noch als ihm befohlen war, es hätte vielleicht kein Christ den ihm anvertrauten Dienst bereitwilliger und genauer vollzogen, als dieser Ungläubige. Der Lohn für diese Opferwilligkeit blieb auch nicht aus. Oft

schon hatte sein Herr in ihn gedrungen, die Religion Muhameds zu verlassen und sich dem Lichte des Evangeliums zuzuwenden, aber immer ohne Erfolg, der Sklave blieb ein Feind des Kreuzes Christi. Da kam er eines Morgens, nachdem er den Altar der Seligsten Jungfrau geschmückt hatte, zu seinem Herrn und bat ihn, er möge sorgen, daß er getauft werde. Um die Ursache seines plötzlichen Entschlusses befragt, antwortete er, die Seligste Jungfrau wäre ihm im Traume erschienen und habe ihn zur Annahme der christlichen Religion aufgemuntert. Eine so fröhliche Nachricht machte auf den kranken Herrn den besten Eindruck, so daß er von diesem Augenblicke zu genesen anfang und als Taufpathe seinem ehemaligen Sklaven beistehen konnte. Dieser aber erwies sich nach seiner Bekehrung als ein treuer Verehrer der Seligsten Jungfrau.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

Editoriales.

Auch die „Mundschau“ hat im Monat Mai ihre Feuer-Probe bestanden und geht wie ein Phönix aus Schutt und Asche hervor!

Uns Allen liegt jetzt die Pflicht ob zu beten für die Wohlfahrt unseres Landes, die baldige Wiederherstellung des Friedens und die armen Opfer des Krieges!

Der heutige kriegerische Mai brachte für uns katholischen Amerikaner auch zwei sinnige Friedensfeste: Die Bischofs-Zubiläen der Erzbischöfe Corrigan von New York und Groß von Oregon. Den beiden hochverdienten und allverehrten Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche.

Spanien hat in Amerika gesündigt, gewiß, viel und schwer gesündigt. Aber sind John Bull und Bruder Jonathan berufen, Richter- und Sheriffsdienste an ihm zu üben? Die Gesichte der Smaragd-Insel und der Nothen Rasse in Nord-Amerika mögen uns darüber belehren!

Wir verweisen unsere Leser auf die an anderer Stelle publicirte Anzeige betreffs „Palla Toa“, der neuesten epischen Dichtung aus der Feder des Redakteurs der „Mundschau“. Das hübsche Werk sollte von jedem gebildeten deutschen Katholiken Amerika's gelesen werden! Bestellungen für dieselbe nehmen wir in unserer Office an.

Die schwefelgelbe Presse Amerika's kann sich nicht genügend in billigem Spotte über Spanien's boy-king äußern; will sie ihr Niechorgan nicht einmal dem künftigen bad-boy-king England's zuwenden? Aber hier heißt's, „schweigen und katzbuckeln“, denn der Prinz von Wales ist ja Großherr der Dreipunkte-Brüderschaft!

Der Selbstmörder ist ein Feigling; der geduldig Leidende Christ ist ein Held.

Was ist Muth? Die Tapferkeit des Soldaten? Auch das wilde Thier ist tapfer. Der eigentliche HelDENmuth, der Muth der Tugend, ist die Geduld.

Alle Naturkräfte sind Gesehen unterworfen. So ist es auch mit den menschlichen Kräften, Verstand und Herz. Der Verstand muß denken, das Herz muß lieben—sonst verkümmert der Mensch.

Das Reich des Gedankens ist unendlich. Der Gedanke des einzelnen Menschen ist jedoch oft sehr beschränkt. Es werden heutzutage Bücher geschrieben, deren ganzer Inhalt in zwei kurzen Sätzen völlig erschöpft sein würde.

Für P. Athanasius Götte, D. S. F., Apostolischer Missionar von Shensi, China, sind des weiteren eingegangen: Von Rev. L. F. Withopf, Dresden, Kansas, \$1.00, von John und Elisabeth Kleier, jr., in Breese, Ill., \$1.00, Henry und Elisabeth Holtman in Breese, Ill., 50 Cts., von John und Mary Kleier, jr., ebenda, \$1.00; bis jetzt zusammen: \$30.60.

Das erste Gesetz der Natur ist die verständige Liebe seiner selbst, das zweite, die Liebe für Verwandte; das dritte, welches jedoch durch freie Wahl seinen Gegenstand bestimmt, ist die Freundschaft. In der übernatürlichen Ordnung ist die Gottesliebe über alles geboten; dann die Eternliebe, und schließlich die Nächstenliebe, welche keine Ausnahme duldet. Derjenige aber, der nur sich selbst liebt, der selbstsüchtige Egoist übertritt alle Gebote, und ist nicht einmal Naturmensch.

Vertheuerung der Lebensmittel ist die erste Frucht des Krieges. Vermehrung des Proletariats und größeres Massen = Elend bei schwererem Steuerdruck werden die nächste Folge sein.

Die Arbeitslöhne dagegen werden nicht erhöht werden und Massen-Ausstände und Niesen-Strikes werden bald von sich hören lassen. Was weiter dann ?

Wir wollen heute nicht ferner forschen, um nicht impatriotischer Schwarzseherei beschuldigt zu werden.

Die Ver. Staaten, vor Kurzem noch das Patent-Friedensreich der Welt, das zur Verhütung des „mittelalterlichen“ Kriegsgelüstes Arbitrations-Gerichtshöfe für alle internationalen Streitfragen empfahl, sind im handumdrehen zur kriegslustigsten Macht geworden. Ihr Eroberungsberuf scheint sich vorerst noch auf die Philippinen, Hawaii und Cuba beschränken zu wollen. Aber bald mag's anders werden; denn Chamberlain sinnt jetzt schon auf Entzündung des Weltkrieges, den Großbritannien zur Erhaltung seiner Weltherrschaft früher oder später bestehen muß und wobei es wahrscheinlich trotz, sicherlich aber ohne eine Allianz mit der seemächtigen Republik den Kürzeren ziehen wird.

Die Ereignisse werden uns schnell genug darüber aufklären, wie ernst die urplötzlich erwachte englisch-amerikanische Freundschaft gemeint ist.

Am 24. I. Mts. fand die Weihe des Neubaus der "Buffalo Academy of the Sacred Heart" statt. Der feierliche Akt wurde durch den Hochwürdigsten Bischof Daigley unter Assistentz einer großen Schaar geistlicher Herren vollzogen.

Unter ihnen befanden sich auch Very Rev. A. J. Kreidt, Provincial der Karmeliter-Ordensprovinz in den Ver. Staaten und Canada und Very Rev. J. Radcliff, S. J., Rektor des Canisius College. Unter den übrigen Ehrengästen bemerkten wir die Ehrw. Mutter Euphrasia vom bischöflichen Waisenhause in Columbus, Ohio, die Ehrw. Oberin der S. Moysius-Akademie in Lexington, Ohio, &c.

Am Abend wurde zu Ehren des Tages von den Zöglingen der Anstalt und den jungen Damen der Alumnae-Gesellschaft eine brillante Unterhaltung gegeben. Die Hauptnummern des exquisiten Programms waren: Die Begrüßungs-Rede durch Fr. Kate Nieman, eine zauberisch schöne Allegorie, "Our Tutelary Spirits", personifizirt durch Fr. Grace Ferr, Rose Mauerman, Mary Fredericks und Mary Jacobs, und das dreiaktige Drama „Winona“, dessen einzelne Rollen durch Schülerinnen der Academy gespielt wurden.

Der imposante Neubau erhebt sich zur Seite des Mutterhauses der Ehrw. Schwestern O. S. F. und ist ein monumentales Zeugniß der Prosperität dieser gefeierten Hochschule unter Leitung der Ehrw. Superiorin, Schwester M. Leonarde, und ragt als ein unvergängliches Denkmal des segensreichen Wirkens der frommen Schwestern unter Verwaltung der Ehrw. Mutter Caecilia. Wenn die Ehrw. Dame auf die Tage ihrer Ankunft in Amerika zurückblickt, und der mühseligen Anfänge der pädagogischen Thätigkeit ihrer geistlichen Töchter gedenkt und jetzt ihr Auge auf den blühenden und herrlichen Gründungen ruhen läßt, die alle der Bildung und katholischen Erziehung der jungen Frauenwelt gewidmet sind, mögen wohl die Nachklänge des Te Deum durch ihre Seele ziehen, das, von Kindern und Freunden der Sacred Heart Academy von Buffalo gesungen, am Abend der Einweihungsfeier die Aula des neuen Hauses dank- und jubelvoll erfüllte.

Der prächtige Neubau erhebt sich drei Stockwerke hoch auf einem massigem Granit-Fundamente, Garderobe-Zimmer, Spiel- und Schulfäle und Parlors, die mit Marmorstiesen gedeckten Corridore und Hallen, die geräumige Concert-halle, sind lichtvoll u. gut ventilirt. Material und Arbeit zeichnen sich durch Solidität und Gediegenheit aus; alles athmet praktischen Sinn und vornehme Einfachheit. Dem Comfort ist durch die modernsten Einrichtungen Genüge geleistet. In die Ehren des Architekten und aller Techniker theilt sich die Ehrw. Schwester Cypriana, die mit unermüdblichem Eifer und

weitblickender Umsicht über die Ausführung der trefflichen Pläne wachte.

Möge an der Anstalt aller Segen sich erfüllen, der aus den leuchtenden Devisen und Sinnsprüchen in den farbenprächtigen Fenstern dem Besucher entgegenstrahlt.

Die Pole unserer Politik.

Ueber die Wechselfälle des Krieges sind und werden unsere Leser durch die Tagespresse unterrichtet. Der Rundschau geziemt es, über das Gewoge der Tages-Ereignisse wegzublicken und mehr die Ziele der Strömungen im öffentlichen Leben in's Auge zu fassen. Daß unser Krieg trotz aller officiellen Erklärungen nothwendiger Weise zu Eroberungen führen würde, war vorauszusehen. Es bewährt sich eben auch hier das Sprüchwort: Der Appetit kommt mit dem Essen.

Präsident McKinley würde weiser gehandelt haben, wenn er jedes Gelüste nach Annexionen nicht in so emphatischer Sprache in Abrede gestellt hätte. Denn die Resultate, die öffentliche Meinung und die Politik seiner Partei mögen ihn gegen Willen auf der beschrittenen Bahn weiter drängen.

Onkel Sam streckt heute schon die sehnigen Arme über beide Weltmeere. Volk und Presse fordern laut die Occupation und schließliche Besitznahme der Philippinen und Hawaii's, Cuba's und Porto Rico's, der Canarischen Inseln und—.

Wenn erst das Phantom des Berufs zur Ausbreitung, die Fata Morgana der Welt-herrschaft im Herzen eines feurigen und macht-vollen Volkes aufsteigen, wo sind da die Ziele des Strebens?

Es wiederholt sich immer der alte Wahn des himmelstürmenden Babelbaues, der Nimrod'schen Völker-Bezwingung. Alexander der Große, der alle Reiche der bekannten Erde unterjocht hatte, weinte, weil er nicht auch den Mond seinem Scepter unterthänig machen konnte.

Will der amerikanische Adler solchen Fluch nehmen?

Die Stimme der Mehrheit der republikanischen

Congressleute sagt Ja, und der längst in unserem Volke schlummernde und wirkende Größenwahn gibt seine Sanction. Daher der Ruf nach einer Union aller anglo-sächsischen Reiche, der von England ausgeht, in Chamberlain seinen Wortführer fand und ein stürmisches Echo weckt in den Herzen aller Patent-Amerikaner, namentlich der Schurzfell-Brüder und der aristokratischen Republikanerin-
nen von zweifelhaftem Stammbaum, die ihre größte Ehre darin finden, einmal im Leben im Drawing-Room ihrer großbritannischen Majestät das sonst so steife Knie beugen zu dürfen. Aber diese englisch-amerikanische Illusion dürfte halb wie Rauch verfliegen. Schon hat der bekannteste der irischen Politiker im Hause der Gemeinen in London der Wahrheit das Wort gegeben:

“But I ask Mr. Chamberlain how he expects seventy million American citizens to extend their sympathies solely to England among the various European countries from which these seventy millions sprang, for it is obvious that the Motherland of America is not England, but Europe. You have only to cast a glance at the proportion of the different nationalities in the United States in order to realize this.

“As for the idea of a coalition of the European Powers against America, that is a farce of the London press, a pure fabrication without a word of truth behind it, and merely concocted with the object of furthering an Anglo-American alliance.”

Die erste praktische Folge des grassirenden Allianz-Fiebers zeigt sich im Bestreben der canadischen Regierung, jetzt recht schleunig eine friedliche Erledigung aller Streitfragen, die zur Zeit zwischen der Union und der Dominion schweben, anzustreben.

Möchten sich unsere Staatsmänner in Washington nicht auf der Leimruthen gimpeln lassen. Auch soll im nächsten Februar die Venezuela-Frage durch ein Schiedsgericht internationalen Charakters zum Abschluß kommen. Auch da ist Vorsicht geboten; doch mögen bis dahin noch sonderbare Ereignisse die Welt überraschen.

Amerika wird in dem sprichwörtlich perfiden Albion kaum je einen idealen Bundesgenossen finden und daß gerade Großbritannien dazu geeignet sein sollte, ~~der~~ Schirmvogt des Weltfriedens zu sein, läßt die Geschichte der letzten Jahrhunderte kaum als plausibel erscheinen.

Die natürliche Sphäre der Politik unserer Ver. Staaten und ihrer Parthei-Organisationen ist von allem Anfange an eine wesentlich andere, als die des altschwachen England gewesen ist.

Unseres ist ein Volk des Friedens, der Arbeit, der Industrie und des Handels, und der aus diesen Faktoren sich ergebende Segen weist uns aus sich selbst eine Vormacht-Stellung in der Welt an, wie sie kein anderes Reich je vorher mit Waffengewalt erzwingen konnte.

Den gegenwärtigen Krieg führen wir ausschließlich im Interesse der Humanität, so hat Präsident McKinley stolz erklärt und seine Administration damit allen Großmächten gegenüber verpflichtet. Wir sind jetzt gebunden, Cuba zu befreien, auf der unglücklichen Insel Ordnung und Recht zu schaffen und dann der Perle der Antillen Autonomie zu gewährleisten!

Von Manila aber hätte unsere Regierung den siegreichen Admiral Dewey schleunigst zurückrufen sollen, nachdem er die dortige spanische Seemacht, als eine Gefahr unseres Handels im pacifischen Meere, vernichtet hatte. So ist die Ansicht aller Kenner des Völkerrechtes und aller weisen Patrioten; denn gerade der Besitz der Philippinen wird uns in schwere Welthandel verwickeln und uns ewige Opfer an Gut und Blut auferlegen.

Ein Volk, das die Geschichte eines ganzen Continentes beherrscht, braucht nicht in anderen Welttheilen herumzutasten, um Angelpunkte einer imaginären Größe zu finden. Geben wir diese fernen Pole einer traumhaften Weltpolitik auf, um in der heimischen Welt das Großreich zu schaffen, das eo ipso die führende und Ausschlag gebende Macht im Concerte aller Reiche sein wird, und uns zur freien Verfügung steht. Mit der Schaffung einer Republik Cuba wird es in ganz Amerika

nur mehr Freistaaten geben, die sich leicht zu einer amerikanischen Freistaaten-Union einigen ließen, in welcher die Hegemonie den Ver. Staaten naturgemäß zustehen würde. Canada muß bald genug den Ver. Staaten als reife Frucht in den Schooß fallen und damit schon wäre Nord-Amerika eine englisch-sprechende Großmacht, einheitlicher, solider, kräftiger, als es England je war oder sein wird!

Porto-Rico wird den Ver. Staaten als Kriegsbeute verbleiben und damit erhalten sie ein Gibraltar im westindischen Meer, welches als Schlüssel des Nicaragua-Canals von gar nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung sein wird.

Cuba's Freiheit, Porto-Rico's Besitz und die Beherrschung des Nicaragua-Canals, dieser Haupt-Schlagader des Welthandels, das sind Pole und Ziele des naturgemäßen Ausbaues des Gebietes und der Sphäre unserer Macht; hier sind die Wurzeln und die Grenzen unserer Macht und unserer Größe, hier können wir allen Machinationen Englands entgegenreten, ohne Gefahr zu laufen, in internationale Wirrnisse verwickelt zu werden.

Allen übrigen Eroberungs-Gelüsten sollten wir entsagen; denn wir bedürfen keiner Berührungspunkte mit ausländischen Mächten, weder an der Küste Afrika's, noch in den Gewässern des indischen Archipelagus!

Vielleicht, daß diese Anschauungen die Scheidelinien der künftigen Stellung in unserem Parteileben liefern. Denn der jetzige Krieg und seine Errungenschaften werden politische Ansichten zu Tage fördern und politische Neu-Gruppierungen in unserem Lande schaffen, wie sie bis jetzt noch nicht bestanden haben!



Ludwig XI., König von Frankreich, weihte der Muttergottes im Jahre 1478 sein ganzes Land. Und als Lebenspflicht opferte er auf ihrem Altare ein goldenes Herz von 13 Mark Gewicht, und versprach, daß seine Nachfolger auf dem Throne diesen Tribut erneuern und der heiligen Jungfrau als Herrin gleiche Lebenspflicht leisten sollten.

Der hl. Aloysius von Gonzaga.

(Von Rev. S. Wöhrner, S. J.)

Was den hl. Aloysius von Gonzaga, den englischen Jüngling, wie die hl. Kirche ihn nennt, in einem so hohen Grade auszeichnete, war nicht allein seine engelgleiche Unschuld, sondern namentlich seine wunderbare *S e e l e a f t ä r k e*. Seine Seelengröße zeigt sich in seinem außerordentlichen Muth nicht weniger als in seiner unergleichlichen Herzensreinheit; in seinem äußeren Umgang und Verkehr nicht weniger als in seiner Zurückgezogenheit und glühenden Andacht; an den verschiedenen fürstlichen Höfen nicht weniger als auf dem väterlichen Schlosse zu Castiglione; in der Welt nicht weniger als im Ordensstande. Mit einem Worte: Aloysius bewährte um Christi willen einen wahren *S e l b e n m u t h* stets und allerorts, von seiner zartesten Jugend an bis zu seinem heiligen Tode. Starb er ja doch, erst 23 Jahre alt, als *D y p f e r* der *N ä c h s t e n l i e b e*, nachdem er sechs Jahre in der Gesellschaft Jesu verlebt hatte.

Als nämlich im Jahre 1591 zu Rom in einer Hungerstoth eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war, begab sich der Heilige in die Spitäler, um die Angestekten mit aller Liebe und Sorge zu pflegen. Wie ein Engel des Lichtes ging er von einem Schmerzenslager zum anderen, Hilfe und Trost spendend auf jenem Felde des Jammers, wo der Tod so reiche Erndte hielt. Im März desselben Jahres wurde auch Aloysius von der Krankheit erfaßt, die in ein zehrendes Brustleiden übergehend, ihn nach kaum drei Monaten, am 21. Juni, dahintrastete. In einer erstaunlichen Weise jedoch trat der Heldenmuth des hl. Aloysius in jenen *K ä m p f e n* zu Tage, welche der Heilige zu bestehen hatte, bis es ihm endlich gelang, einem höheren Rufe zu folgen und sich im *D r d e n s t a n d e* seinem Gott ohne jeden Vorbehalt weihen und schenken zu dürfen.

Aloysius war nämlich in jenes Alter eingetreten, in welchem es dem heranwachsenden Jünglinge gilt, seine *B e r u f s w a h l* zu treffen. Wohl mehr als Einer hätte damals

gedacht oder gesprochen: „Deine Berufswahl, Aloysius, ergibt sich ja von selbst. Oder dürftest du etwa noch anstehen, dich so gleich für die Krone zu entscheiden? Bist du doch der Erstgeborene eines souveränen Hauses, ausgestattet mit den entsprechenden Eigenschaften, die einen weisen Regenten kennzeichnen und vom eigenen Vater sehlichst zum Nachfolgen gewünscht. Unter die Kronentäger dieser Erde dich einzureihen, das muß, falls nicht alle Anzeichen trügen sollen, dein wahrer Beruf sein.“—Um indeß in einer so hochwichtigen Angelegenheit, wie die Berufswahl oder Standeswahl ist, nicht irre zu gehen, sondern genau das Richtige zu treffen, ging Aloysius mit der größten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zu Werke. Zum *G e b e t* nahm er deshalb seine besondere Zuflucht und suchte durch häufigen Empfang der hl. *S a k r a m e n t e*, durch eifrige Verehrung der seligsten *J u n g f r a u*, sowie auch durch den *N a t h* seiner frommen Mutter und bestunterrichteten Geistesmänner das Licht von Oben auf sich herabzuziehen. Wer Gottes Willen und Absichten mit der Aufrichtigkeit eines Aloysius zu erkennen sich bestrebt, wird nicht lange im Unklaren verbleiben müssen.—Es war gerade am Feste Mariä Himmelfahrt als Aloysius nach Empfang der hl. Kommunion ganz deutlich die Stimme vernahm: „Tritt ein in die Gesellschaft Jesu?“ In Folge dieser hohen Eingebung war ihm jeder Zweifel gehoben: seine Standeswahl war entschieden. So überaus willkommen ihm nun einerseits diese göttliche Einladung war, so sah er andererseits im hellsten Lichte, daß wohl ganze Berge von Hemmnissen sich aufthürmen würden, bevor es ihm vergönnt sein sollte, sein heiß ersehntes Ziel zu erreichen. Also war es auch in der That. Schwierigkeiten, einer Bergkette vergleichbar, die jeden Ausweg zu verwehren droht, so daß es wunderähnlich erscheint, wie Aloysius solche schroffe und steile Höhen zu übersteigen vermochte, ohne je *h e r* Muth und die Entschlossenheit zu verlieren. Freilich war es nicht die

Welt mit ihren Blendwerken und ihrer Lust, welche die Schritte des Heiligen hemmte und ihm die Pforte zum Ordenshaus so lange verschlossen hielt. Denn der Welt gehörte Moysius niemals an. Wenn er darum in den Palästen der Großen die strahlenden Gemächer den glänzendsten Aufwand erblickte, so konnte er sich des Lächelns kaum erwehren, so gering und werthlos erschien ihm dies Alles im Lichte seines Wahlspruches: „Was soll das zur Ewigkeit.“ Was hielt denn den Heiligen ab, den klar erkannten göttlichen Willen schleunigst zu vollziehen wie ein Engel Gottes.“ Waren es etwa seine künftigen Unterthanen? Auch diese erhoben Einsprache, um ihren dereinstigen Gebieter, dem sie mit Begeisterung zugethan waren, nicht verlieren zu müssen. Allein Moysius gab ihnen kurzen Bescheid mit den Worten: „Ich gestehe hiermit offen, daß ich die Welt verlassen will; um mir eine Krone im Himmel zu erwerben. Für einen Großen dieser Welt halt es schwer seine Seele rein zu erhalten. Ich denke mein Heil zu sichern, möget auch ihr dergleichen thun. Wer verwehrt ihm doch den eiligen Eintritt in's Haus des Herrn? Etwa seine Mutter? Wohl fühlte sie die Schwere des Opfers, das ein solcher Entschluß, wie Moysius ihn gefaßt hatte, ihr abverlangte. Allein im Lichte des Glaubens sah sie klar ein, daß die Kinder vor Allem Gott zugehören. Ihm weichte sie daher ihren Liebling mit willigem Herzen.—Ganz anders benahm sich dagegen der Markgraf Ferdinand, der Vater des Moysius. Gerade von dieser Seite her erhoben sich die heftigsten Stürme gegen den Heiligen. Solwie Moysius mit der tiefsten Ehrfurcht und Bescheidenheit seinem Vater eröffnete, wohin es ihn ziehe und wozu der Himmel ihn gerufen habe, gerieth der Markgraf in die heftigste Aufwallung und befahl seinem Sohne selbst unter Drohung, sich so gleich aus seinen Augen zu entfernen. Für den Kriegsdienst eingenommen, wollte er durchaus, daß der Erstgeborene seines Hauses dieselbe Laufbahn gleichfalls betreten sollte. Und nun erstehet für den heiligen Jüngling ein harter, drei Jahre lang andauernder Kampf. Zwar zerriß es ihm blutig das Herz, auf

einmal dem eigenen Vater gegenüber stehen zu müssen, den er doch so unaussprechlich liebte und dessen leisesten Winke ihm stets als Befehl galten. Allein der Wille Gottes geht ihm über Alles.—Mag daher der Vater ihn wiederholt überhäufen mit den schärfsten Verweisen, mag er ihm zürnen in aller Härte,—Moysius bleibt unwiderrüflich treu seinem hl. Entschlusse. „Gott ruft mich,“ das ist sein erstes und sein letztes Wort, „Gott ruft mich, ich muß gehorchen!“ Probe folgt jetzt auf Probe; die eine härter als die andere. Alle Mittel versucht der Markgraf zu erschöpfen, um den Erstgeborenen sich zu erhalten. Nun gibt er ihm seinen vollen Unwillen kund, dann zeigt er ihm wieder sein ganzes Vaterherz. „Siehe ich bin krank“ sprach er einstens zu ihm, „und leide sehr. Wenn du mich nun verläßt, werde ich dem Kummer unterliegen,“ und Thränen entquollen seinen Augen. Moysius entgegnete, er habe das Alles wohlüberlegt und wenn er den Wünschen eines so guten Vaters nicht entsprechen könne, so geschehe das wahrlich nicht aus Starrsinn, sondern einzig und allein aus Gehorsam gegen Gott, der ihn zu seinem Dienste im Ordensstande rufe. „Gott ruft mich,“ das ist sein erstes und sein letztes Wort, „Gott ruft mich, ich muß gehorchen!“—Um Moysius endlich doch auf andere Gedanken und Gefinnungen zu bringen, sandte ihn der Markgraf an die verschiedenen Fürstenthümer Italiens. Das war eine wahre Feuerprobe für den Heiligen. Allein Moysius gehorchte dennoch dem Geheiß seines Vaters. Wo immer nun der Erbprinz von Gonzaga am Hofe erscheint, da werden Festlichkeiten auf Festlichkeiten veranstaltet. Einladungen ergehen nach allen Seiten hin; Bekannte und Verwandte werden strengstens beauftragt, um jeden Preis Moysius sein Vorhaben auszureden.—Vergebliche Mühe.—Weder die glatten Worte vorgebllicher Freunde, noch väterliche Strenge, weder die Lockungen des Fleisches noch der Glanz der Ehre, weder des Vaters Thränen, noch der angeblüche Verfall der Familie, weder Erstgeburt, noch Markgraffschaft, nichts vermag den jugendlichen Helden zum

Wanken zu bringen. „Gott ruft mich,“ das ist sein erstes und letztes Wort, „Gott ruft mich, ich muß gehorchen!“ Wie oft meinte der Heilige auf irgend eine Zusage seines Vaters hin sein Ziel endlich einmal erreicht zu haben. Aber, ach! es war Alles nur ein Schein und die qualvollsten Kämpfe begannen auf's Neue. Da sah man dann den Heiligen bitterlich weinen, darüber weinen, der Erstgeborene eines souveränen Hauses zu sein und diejenigen um ihr Brod beneiden, denen es vergönnt ist, unbehindert sich ihrem Gotte schenken zu dürfen.

In diesen Bedrängnissen und Nöthen, die immer wieder sich erneuerten und auch gar kein Ende zu nehmen schienen, betete Aloysius mit voller Inbrunst ohne Unterlaß und verdoppelte seine Bußstrenge, um von Gott endlich den heißersehnten Sieg zu erwirken. Eines Tages nun, nachdem der Heilige mehrere Stunden in Andacht zugebracht hatte, verspürte er plötzlich in sich den Drang, noch einmal einen Versuch beim Vater zu wagen. Er sah das als eine Eingebung des hl. Geistes an und gab ihr sogleich Folge. Aloysius begab sich daher zu seinem Vater und sprach in ehrerbietigem aber festem Tone zu ihm: du kannst über mich verfügen. Doch wisse, daß Gott mich zur Gesellschaft Jesu ruft und du widerstehst dem Willen Gottes, wenn du meinem Berufe widerstehst. Das war Alles, was er sagte, und er entfernte sich sofort. Aber die wenigen Worte und sein feierliches Erscheinen hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Markgraf mußte sich selber gestehen, daß er Aloysius nur zu lange auf jede Weise widerstanden und auch

Anderer beauftragt habe, dem Vorhaben seines Sohnes auf das Entschiedenste entgegen zu wirken, und so überkam ihn jetzt eine große Furcht und Gewissensangst. Auf der andern Seite aber durchbohrte es ihm das Herz, solch einen Sohn, wie Aloysius war, zu verlieren. Und so, von Schmerz und Sorgen ganz überwältigt, wendet sich der starke Mann gegen die Wand hin und bricht in Thränen und Seufzer aus. Nach einer Weile ließ er Aloysius zu sich entbieten und sprach zu ihm: „Welch' schwere Wunde hast du mir geschlagen, mein Kind! Ich liebe dich und liebe dich, wie du es verdienst, und all' mein Hoffen habe ich auf dich gesetzt. Nun sagst du aber, Gott rufe dich anderswohin, und ich will dich nicht mehr zurückhalten. Gehe mein Sohn! gehe, wohin es dich zieht und sei glücklich; das bitte ich zu Gott!“ Zugleich brach er neuerdings in ein lautes Schluchzen aus und Niemand vermochte ihn zu trösten.—Aloysius dankte seinem Vater mit wenigen herzlichen Worten, begab sich dann auf sein Zimmer und warf sich dort auf die Kniee nieder voll des innigsten Dankes gegen Gott für den endlich einmal errungenen Sieg. Das war der Letzte, aber auch der heißeste Kampf. Aloysius war Sieger geblieben. Seine Kronrechte wurden nun auf seinen nächstgeborenen Bruder übertragen und Aloysius, der Krone, die sein Erbe war, frohen Herzens vergessend,—zieht freudig aus dem Lande der Verbannung in das Land der Verheißung; aus dem Lärm der Welt in das schweigende Ordenshaus, in die Ruhe des Herrn.—**W E L C H ' e i n H e l d e n m u t h u m C h r i s t i w i l l e n !**



Es wünschte einst ein heidnischer Dichter seinem Freunde, daß auf jedem seiner Schritte Rosen erblühen. Ich wünsche etwas Besseres, ich wünsche, daß alle, welche in die Fußstapfen der Seligsten Jungfrau treten und ihr zum Himmel folgen wollen, recht große Liebe zur Tugend der Reinigkeit fassen und durch Sittsamkeit und Schamhaftigkeit einer Rose gleichen. O, wenn dieser Wunsch in Erfüllung

ginge, welch' unvergleichlich schöner Rosengarten wäre dann die Kirche, welche heute so viele Kinder und fromme Verehrer Mariens faßt!

Ein tiefes Geheimniß ist der Schmerz, der die Seele Mariens unter dem Kreuze durchdrang. Dennoch aber können wir seine Größe errathen. Willst du wissen, wie groß der Schmerz gewesen, sagt Cornelius a Lapide, denke wie groß ihre Liebe war! —

Irrelehren unserer Zeit.

Das glorreiche Wirken der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert.



Man kann nicht ungläubig werden, ohne der Gottlosigkeit anheim zu fallen, und man kann nicht gottlos sein, ohne antichristlich zu werden. So erfüllt sich das göttlich-wahre Wort aus dem Munde der ewigen Wahrheit: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich.

Unsere Welt ist ungläubig geworden, darum herrscht jetzt Gottlosigkeit in so breiten Schichten des Volkes, und weil unsere Zeit gottentfremdet ist, darum trägt sie das Stigma des Antichristentums. Die entchristlichte und antichristliche Gesellschaft scheint nur noch der Ankunft ihres Führers zu harren, zu dessen Tempeln schon die Hallen der entweihten Kunst eingerichtet sind, dem die entartete Muse schon Kränze slicht und dessen Empfangshymne Musiker und Dichter bereits geschaffen haben.

Die Anfänge dieser Weltbewegung auf der schiefen Ebene müssen wir in der Zeit des großen Abfalls von der Kirche Christi suchen, den die Luciferianer mit dem hochtrabenden Titel der „Reformation“ bekleideten. Die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte ist Zeuge der Resultate dieser Art von Kirchenverbesserung. Alle Bande der Einheit des Glaubens und der kirchlichen Zucht und göttlichen Weltordnung wurden gelöst, der Sturz des einen Dogma's machte die anderen wanken und sinken, und was heute übrig ist, ist die kahle Kirche ohne Altar und Tabernakel, ohne Beichtstuhl und Tisch des Herrn, während die Kanzel zum Lehrstuhl sophistischer Rhetorik oder gar zum Tribunal geworden ist, vor welches Christus geladen wird im Spottmantel und mit dem schwankenden Noth als Scepter seiner Macht.

Mit dem kirchlichen Abfall begann auch der Argonauten-Zug der entweihten Wissenschaften und Künste nach einem chimärischen goldenen Blick neuheldnischer Romantik und die Zerseh-

ung der gottgefüigten staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung.

Die Anfänge dieser Reformation sind nicht in Deutschland und bei Luther, sondern in England und bei John de Wicliffe zu suchen.

Dieser ist der Prophet der Rebellion, der Wortführer der Reformation, des Abfalls von der Kirche, des hereinbrechenden Unglaubens und der Gottlosigkeit, des Antichristentums auf kirchlichem und des Communismus auf sozialem Gebiete!

Er predigte vor Luther geistige Negation, politische Revolution, socialen Umsturz, Glaubenshaß und Fanatismus, Blut und Feuer. Die Fingerzeige der Geschichte weisen auf Driford als auf die Wiege des modernen Communismus. John Hus, der zelotische Schüler des „größten der Reformatoren vor der Reformation“ übertrug die Lehre vom Evangelischen Zukunftsstaat auf den Continent. „Tunc necessaretur respublica redire ad politicam evangelicam, habens omnia in communi. (Wicliffe).“

Die zwölf Artikel, welche die Hussiten dem Rathe von Prag vorlegten, bilden die Magna Charta, das Glaubuch des Communismus in Europa. Das erste Pamphlet, das in deutscher Sprache für diese neue Lehre Propaganda machte, trug den Titel „Reformation des Kaisers Sigismund“. Sein Autor, ein hussitischer Prediger, verfaßte es im Jahre 1438; im Druck erschien es zuerst im Jahre 1476 und dann wieder in 1480, 1481, 1490 und 1497.

Das zeigt schon, daß dies neue Evangelium sich wie ein Wildfeuer ausbreitete und alle Kreise des Volkes aufregte!

Ueber den Niedergang und die ohnmächtige Zerklüftung der sogenannten Reformation auf kirchlichem Gebiete haben wir früher schon berichtet. Der Jahrhunderte währende Zerfall des Glaubens und der kirchlichen Zucht feierte

sein Nachspiel in der Geschichte der Republik Amerika's.

Ein kurzer Ueberblick hier dürfte für uns von speziellem Werthe sein. Wir folgen dabei hin und wieder den gelehrten Forschungen von A. Baumgartner S. J.:

Wie die Natur, so haben offenbar auch die Fortschritte und Conflict des amerikanischen Unglaubens mit dem Protestantismus ihre eigenthümliche, von den europäischen Verhältnissen durchaus abweichende Physiognomie. Wir wollen dieselbe in einigen Umrissen zu zeichnen versuchen, soweit sie unsere Hauptfrage betrifft.

Der erste Charakterzug, den wir an dem amerikanischen Unglauben hervorheben müssen, ist, daß er keine einheimische, sondern eine aus Europa importirte Pflanze ist. Am Vorabend der Unabhängigkeitserklärung waren die 13 Colonien der Mehrzahl ihrer Bevölkerung nach in Glaube, Kirchenordnung, Anschauungsweise, Recht, Sitte, Schulwesen ein gläubig protestantisches Land. Die Staatsumwälzung richtete sich nur gegen die englische Hochkirche, soweit dieselbe ein Bestandtheil der Staatsmaschinerie war; in den übrigen Formen des Protestantismus erblickte sie kein Hinderniß der Demokratie und ließ sie intakt.

Wohl bereitete der englische Deismus auch hier der französischen Aufklärung Voltaire's und der Encyclopädisten die Wege, und diese drang durch die französische Bundesgenossenschaft in nicht unerheblichem Grade in's Land ein; aber sie wirkte weit mehr als nährendes Element der politischen Leidenschaft, denn als philosophische Lehre. Dieselben Puritaner, die sich Thomas Bayne als Bundesgenossen gegen die englische Herrschaft gefallen ließen, führen ruhig fort, Bet- und Bußtage zu halten und die Kinder in jenem Bude zu unterrichten, das der Aufklärung ein Greuel war.

Amerika hat weder einen ungläubigen Philosophen wie Kant, noch einen destructiven Kritiker gleich Lessing, noch einen Naturalisten vom Schlage Göthe's, nicht einmal einen selbstständigen Aufklärer, wie Voltaire und Rousseau, oder ein Genie a la Voigt, Renan oder Strauß aufzuweisen. Bayne's „Zeitalter

der Vernunft“, Jefferson's und Franklin's Lebensphilosophie, Channing's Unitarismus, Owen's Socialismus, Emerson's u. Parker's geläutertes Christenthum sind lauter Wiederholungen und Ableger europäischer Richtungen, durchaus kein selbstständiges Landesprodukt. Kurz, der amerikanische Unglaube ist in seinen hervorragenden Aeußerungen nur ein buntes Gemengsel des französischen, englischen und deutschen, der sich dem einheimischen Volksgeist nur schwer, langsam und theilweise assimilirte.

Ein zweiter Charakterzug des amerikanischen Unglaubens ist in dem Gesagten schon angedeutet: er ist nicht, wie der europäische, philosophisch und theologisch ausgearbeitet, auch durch keine wohlgedrillte Gelehrtenkaste repräsentirt. Amerika dankt diesen nicht geringen Vortheil dem wissenschaftlichen Eifer der alten Puritaner, die schon in 1638 in Cambridge eine gelehrte Schule gründeten, welche nach einem ihrer ersten Wohltäter, dem Prediger Harvard, Harvard-College genannt und 1650 förmlich zur Universität erhoben wurde. Eine Schöpfung der eifrigsten und intolerantesten Secte, blieb die erste Alma mater Nordamerika's bis in unser Jahrhundert hinein unter dem Einfluß des gläubigen Protestantismus. Der englischen Universität Cambridge nachgebildet, behielt sie überdies jenen conservativen und zugleich freien Geist, den das englische Hochschulwesen vom Mittelalter herübergenommen. Erst als von 1800—1815 der Unitarismus und Universalismus die mächtigsten und reichsten Kirchen in Maine, New-Hampshire und Massachusetts an sich riß, gerieth auch diese älteste, wohlhabendste und einflußreichste Hochschule des ganzen Landes aus dem Fahrwasser der alten Orthodoxie in aufgefklärtere Bahnen. Aber die Aufklärung, die hier zunächst Boden gewann, war nichts weniger als philosophischer Skepticismus, hochmüthige Bibelkritik, oder gar zelotischer Christushaß. Was den geistigen Führer des neuen Universalchristenthums, den Prediger William Ellery Channing in Boston, aus dem Calvinismus herausgejagt hatte, war die fürchterliche Lehre der Prädestination und die Zerrissenheit und Intoleranz

der Sekten, das Bedürfniß einer univervellen Kirche und eines Christenthums, das die praktische Grundlehre des Christenthums, die Liebe, besser verwirklichte.

Von 1783 ab, als Harvard-College sein erstes chemisches Laboratorium erhielt, waren es hauptsächlich die Naturwissenschaften, denen die Freigebigkeit der Bürger von Massachusetts die reichlichsten Hilfsquellen zuwandte. Es war ihnen aber dabei weniger darum zu thun, naturphilosophischen Unsinn und Unglauben ausbrüten zu lassen, als dem Lande durch tüchtige Betreibung der Naturwissenschaften die daraus erwachsenden materiellen Vortheile zu sichern. Professor Wyman, der tüchtigste Anatom und Zoologe Nordamerika's, hat bekanntlich gegen Vogt's Affentheorie werthvolle Beobachtungen veröffentlicht. Agassiz hat sich der von der liberalen „Wissenschaft“ commandirten Descendenz-Theorie mit der vollen Unabhängigkeit eines freien Mannes nicht unterworfen und muthig die an solchem Ungehorsam haftende Censur der „Wissenschaft“ auf sich genommen. John H. Becker drückt diese Censur noch verhältnißmäßig milde aus, wenn er sagt, ein Mann von europäischem Rufe könne sich als Professor in Amerika nur dann halten, wenn er, „wie der verstorbene Agassiz, es sich zum Berufe macht, den Miß, der zwischen Bibelgläubigkeit und Wissenschaft besteht, zu überbrücken und zu überwinden.“

Denn wie blutwenig braucht ein Methobist oder Baptist zu glauben, wenn er nur am äußeren Formelkram der Secte festhält. Es ist übrigens unrichtig, den Mangel „freier Forschung“, d. h. systematischer Gottlosigkeit, an den Hochschulen Amerika's ausschließlich auf Rechnung der Secten zu schreiben. Eine gewaltige Mitursache dieser Erscheinung ist der praktische Sinn, der das amerikanische Volk beherrscht.

Und hier sind wir an einem dritten Charakterzug des amerikanischen Unglaubens. Die „deutsche Wissenschaft“ hat es leicht, von ihren durch den Staat dotirten Lehrstühlen aus über den Mangel an „Wissenschaftlichkeit“ jenseits des Oceans zu lächeln. Während Kant, Hegel, Schelling und die Philosophen alle bis herab

auf die Neuzeit nichts weiter zu thun brauchten, als alle Begriffe auf den Kopf zu stellen, um sich ihr Brod wissenschaftlich zu verdienen, hat Nordamerika ein Stück rauher, materieller Culturarbeit geleistet, dem Europa von 1776–1876 nichts Lehnliches an die Seite zu stellen hat. Kein Land der Welt (wenn man etwa England abrechnet) hat der Maschine, dieser Haupterrungenschaft des modernen Wissens, eine so großartige, gewaltige, stets voranstrebende, praktische Anwendung gegeben. Es ist lange nicht alles Schwindel, was da seit einem Jahrhundert gesehen ist.

Mit dieser materialistischen Richtung verbindet der Unglaube in Amerika auch jene Eigenschaften, die man in England und Amerika unter dem Namen Respectabilität zusammenfaßt. Die aufgeklärteren Deutsch-Amerikaner können diese Tugend gewöhnlich gar nicht ausstehen und demüthigen sie dem europäischen Publikum als krasse Heuchelei und schändlichen Pharisäismus. Mildere Beurtheiler mögen sie als eine Art religiöser Mode oder Mode = Religiosität betrachten, und bei vielen Amerikanern und Engländern mag die respectability auch wohl in keiner höheren sittlichen Eigenschaft bestehen, als daß sie viel Geld haben und eines guten Namens genießen. Wenn man indeß genauer zusieht, was die aufgeklärten Deutsch-Amerikaner an den Yankee's am wenigsten leiden können, so wird man finden, daß es immerhin ein Stetst religiös-sittlicher Ueberlieferungen und socialer Formen ist, welche der gläubige Protestantismus im Leben des modernen Amerika zurückgelassen, oder welche mit der Eigenart der Angelsachsen überhaupt zusammenhängen. Hierher gehört vor Allem die Scheu, von Gott, Religion, Bibel, Christus, Christenthum respectlos oder verächtlich zu reden, die Religion und ihre Diener unglimpflich zu behandeln, den Glauben Anderer polemisch anzutasten. Hiermit verbindet sich eine Art Achtung vor dem Sonntag und vor dem Gottesdienst, soweit derselbe zur üblichen Sonntagsfeier gehört, sowie die Scheu, die Sonntagsruhe durch Arbeit oder geräuschvolle Fußbarkeiten zu stören. Bei aller Gleichgültigkeit für die Religion rechnet man es doch nicht Anderen zur Schande an, daß sie re-

ligiös sind, und die allgemeine Sitte erlaubt die freieste Theiligung an religiösen Uebungen und Unternehmungen, ohne daß man sich dadurch in Verruf bringt.

Was diese leichte Oberflächlichkeit in religiösen Dingen vortheilhaft von dem Unglauben unterscheidet, wie er in Europa auftritt, ist ihre philanthropische *Vonhomie* und wirkliche *Toleranz*, die nicht nur mit verschiedenen Secten und Philosophien, sondern auch mit dem Katholicismus friedlich auszukommen weiß.

Die Fortschritte des Unglaubens, d. h. die Ausbildung eines aufgeklärteren Protestantismus zu praktischer Gleichgiltigkeit, die weitere Entwicklung dieser zu doktrinärem Unglauben und das Umsichgreifen dieses letzteren in den höheren wie niederen Schichten der Gesellschaft lassen sich schon deshalb nicht genau verfolgen.

Schon das „Zeitalter der Vernunft“ ließ seine Spuren im Geistesleben der Nation zurück. Der Pamphletist und Freimaurer Thomas Bayne durchdränkte die Unabhängigkeits-Bewegung mit revolutionären Ideen, welche in der Literatur und Tagespresse einen lebhaften Nachklang fanden.

Den französischen Revolutionsideen, welche in den Kreisen der Politiker und Staatsmänner üppige Wurzeln schlugen, folgte 1800 der Unitarismus, welcher, zum Schrecken der orthodoxen Prediger, den Nationalismus auf den heiligen Boden der Theologie trug, Massachusetts, die eigentliche Wiege des Puritanismus, großentheils an sich riß und die älteste Universität Amerika's für einen an Unglauben streifenden Arianismus eroberte.

Fast um dieselbe Zeit, als Owen die Unabhängigkeit von Gott und die vollständige Umkehr der socialen Ordnung predigte, hielt deutscher Naturalismus und Materialismus unter dem Titel „Phrenologie“ seinen ersten Umzug in den Städten Amerika's.

Inzwischen waren aber der protestantischen Orthodoxie auch im Lager der sogenannten Theologen wieder mächtige Gegner entstanden, welche, auf Channing's Bahnen weiter fortschreitend, zum vollsten und unbeschränktesten Individualismus gelangten.

Um den beständigen Angriffen der Ortho-

bogen gegenüber nicht vereinzelt zu stehen, gründeten 1867 die hervorragenden Häupter der Unitarier die „Free Religious Association“, welche, bei der völligen Freiheit ihrer einzelnen Befenner, kaum in einer positiven Ansicht übereinstimmt, wohl aber in dem Streben, das positive Christenthum in der Presse und im Glubleben, auf der Kanzel und der Rednerbühne consequent und unerbittlich in all seinen Ideen und Institutionen zu bekämpfen.

Die A. P. A. scheint in unseren Tagen das Programm der Free Religious Association übernommen zu haben und führt dessen Spitze mit fanatischem Hass gegen den Katholicismus speziell und gegen Rom und „Nümlinge“.

Je weniger die noch protestantisch gefärbte „öffentliche Meinung“ die offene Verkündigung des Atheismus verstattete oder begünstigte, desto freieres Spiel gab sie dem Unglauben auf dem Gebiete des Vereinslebens und namentlich der geheimen Gesellschaften.

Als mächtigstes Feld ihrer Wirksamkeit betrachtet die Freimaurerei hier die Schule.

Die Schule war in den Colonialzeiten als ein Annezum der Kirche betrachtet und behandelt worden. Wie die thatkräftigen Puritaner, gründeten nachher auch die anderen Secten ihre eigenen Schulen und entwickelten hierin große Freigebigkeit. Besonders war dies in den Neu-England Staaten der Fall, welche alle übrigen Colonien in der Gründung niederer und höherer Schulen überflügelten. Bei der engen Verschmelzung von Kirche, Staat, Gemeinde konnte die Erziehung nicht zum streitigen Territorium werden. Die Religion galt als Basis derselben, die Hauptleitung stand bei der Geistlichkeit; bezeichnend ist es, daß die älteste Universität des Landes (Harvard-College) den Namen eines Geistlichen trägt. Die Unabhängigkeitserklärung änderte an diesem Zustand nichts.

Unstreitig einer mächtigen Erschlaffung des religiösen Bewußtseins und einem entsprechenden Wachsthum des Unglaubens ist es zuzuschreiben, wenn die öffentliche Meinung über den religiösen Character der Schule sich seit den vierziger Jahren wesentlich geändert hat und ebenso allgemein zu einem confessionslosen

(unsectarian) Unterricht hinneigt, wie sie früher den confessionellen (sectarian) Charakter der Volksschule als eine selbstverständliche Sache betrachtete.

Der Löwenantheil bei diesen fortschrittlichen Umwandlungen ward, wie sich von selbst versteht, dem Staat, d. h. dem anti-religiösen Parteiregiment, zu Theil. Aber der von Gott emancipirte Staat kann nicht gewinnen, ohne daß der Unglaube und die Sittenlosigkeit gewinnt: die sociale Zersetzung ist der einzige Boden, auf dem der Riesenzug gedeiht. Die confessionlose Volksschule wies in dieser Hinsicht die brillantesten Erfolge auf. Die Beziehungen derselben zur tiefsten, schmachlichsten, immer weiter um sich greifenden Corruption haben die Untersuchungen des berühmten Naturforschers Agassiz außer allen Zweifel gestellt. Protestanten der verschiedensten Färbung haben nicht nur die enorme Kostspieligkeit des „kostenfreien“ Staatsunterrichts constatirt, sondern auch seinen gottlosen, sittenlosen und sittenverderbenden Charakter.

Doch darüber mehr ein andermal. —

Alles deutet darauf hin, daß die Reformation in Amerika mit Riesenschritten dieselben Wege geht, wie in allen anderen Culturstaaten und daß das schließliche Ende überall das gleiche sein wird.

Ein glaubenloses Volk wird ein gottloses Volk und erheben sich draußen die Schreckbilder des Sozialismus und Nihilismus, so steuern wir hier dem Abgrund des Anarchismus zu, wenn, ja, wenn wir nicht zum Ausgangspunkte aller Autorität und Ordnung, zu Gott und seiner Kirche zurückkehren.

Schon hat Papst Pius IX. den Syllabus als Warnungstafel und Wegweiser zur Rettung aufgepflanzt und der weitblickende Leo XIII. neue Pfade des Glücks und der Gnade gezeigt; andere Zeichen und Führer-Rufe gibt es nicht. Und ungehört und unbeachtet ist jene Denksäule auch nicht geblieben und unerhört und unbefolgt dieser Vater-Ruf nicht geblieben.

Leuchtet der Syllabus wie ein Leuchthurm über das Chaos der geistigen Verwirrung, so sind die Encycliken Leo's wie so viele Bojen, welche die Fahrstraße in neue weite Gefilde des Friedens und des Heiles markiren.



Der heilige Bernardin besuchte in seiner Jugend täglich außerhals der Stadt Massacarra ein wunderliebliches Muttergottesbild, das ober dem Stadttore sich befand, um dort mit gebogenern Knieen die Himmelskönigin zu verehren und sich Gnaden zu erbitten. Seiner gottesfürchtigen Base fielen diese Besuche auf, weil sie die Ursache nicht wußte, und sie fragte daher einstmal den Jüngling, wen er denn außer der Stadt täglich besuche? „Ich besuche,“ erwiderte er, „eine überaus schöne, geliebte Jungfrau, die mir theurer als das Leben ist, und ohne deren täglichen Anblick ich keine Ruhe finde.“ Diese Erklärung machte die fromme Base sehr besorgt, und sie schlich sich deswegens eines Tages, als Bernardin wieder seinen Besuch machte, nach, um zu sehen, was er denn treibe. Aber wie sehr wurde sie erfreut, als sie den reinen Jüngling vor dem Bildnisse der reinsten Jungfrau auf den Knieen liegend in tiefster Andacht fand.

Wenn dich Gott hinstellt an's Kreuz der Entscheidung und der Prüfung, wenn Gott selbst dein Versucher wird und spricht: Ich will dich versuchen, damit es offenbar werde, ob du mich liebst oder nicht: Hier steht ein zeitlicher Gewinn, dort aber ein ewiger Verlust; hier ein vorübergehendes Vergnügen, dort die Freude eines guten Gewissens; hier ein ungebundenes Leben mit den Meisten, hier ein zurückgezogener Wandel mit den Wenigen, — — harrest du aus mit Maria in der Liebe zu Gott? — O nein, Habgucht, Leichtsin und Menschenfurcht ziehen dich hin und du unterliegst der Prüfung, unähnlich Maria, die unter dem Kreuze stand und nicht wankte im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe!

Durch Maria erhalten wir alle Gnaden und ohne Gnade kann kein Mensch selig werden; wenn nun Maria den Menschen verläßt mit ihrem Schutze, so geht er unter!

Musikalientisch.

Von P. Ludwig Bonvin, S. J.

1.) Heinrich Tappert. Missa in hon. S. S. Angelorum Custodum. Leichte Messe zu Ehren der hl. Schutzengel, für Sopr. und Alt. Orgelbegleitung, Verlag von Joh. Singenberger, St. Francis P. O. Milwaukee Co., Wis. Ich hatte schon wiederholt Gelegenheit, Kompositionen des kunstliebenden Covingtoner Priesters und zwar in anerkennender Weise zu besprechen. Vorliegende Messe reißt sich würdig seinen früheren kirchlichen Werken an; sie hält was ihr Titel verspricht; sie ist leicht, für jugendliche Stimmen berechnet und will dementsprechend beurtheilt sein. Der Verfasser war bestrebt nach Möglichkeit durch rhythmisch und harmonisch Abwechslung bringende Orgelbegleitung die einfachen Melodien des zweistimmigen Chores zu heben; trotz der engen Schranken, die er sich, seinem Zweck entsprechend, gezogen, gelingt es ihm, mancherorts in ungesuchter und anschaulicher Weise zu charakterisiren; das Crucifixus und das Et iterum venturus est cum gloria etc. sind Beispiele hiervon. Die Messe sei hiemit Chören, die mit jugendlichen Sopran- und Altstimmen besetzt sind, bestens empfohlen.

2.) Michael Haller. Op. 69. a) Missa duodevicesima in hon. Sancti Maximi, ad 3 voces inaequales organo comitante. Verlag von Marcello Capra in Turin. Diese von Alt, Tenor und Bass mit Orgelbegleitung auszuführende Messe komponirte der weithin bekannte Autor zu den kirchlichen Centenarfeierlichkeiten, welche in diesem Jahr in Turin stattfinden sollen; er schrieb sie, wie der Titel besagt, zu Ehren des hl. Maximus, des ersten Bischofs von Turin. Die Verlagsanstalt, welche den deutschen Cäcilianer zur Komposition eingeladen, stattete das Werk in würdiger Weise aus. An ein Opus, das für solch' festliche Gelegenheit bestimmt ist und

italienischen Welt deutsche Kunst vorzuführen will, das und muß ein strenger Maßstab gelegt werden. Verträgt nun vorliegende Messe das Anlegen eines solchen? Was kirchlichen Charakter betrifft, ganz gewiß; aber in Bezug auf musikalischen Werth muß die Frage leider verneint werden; denn die Themen sind haubacken, physiognomielos, ohne Inspiration und das Ganze wickelt sich recht mechanisch ab. Da haben die Italiener neuerer Zeit Originellere in eigenen Lande: ich weise auf die Werke Lrv. Perossi's hin. Bei Betrachtung von Haller's Messe, und den meisten Kirchenmusikalischen Erscheinungen seit 25 Jahren muß man unwillkürlich mit Witt ausrufen: „Daß doch unsere Komponisten sich einige Mühe gäben, neue Wege zu finden und nicht bloße Kopisten und slavische Nachtreter der Alten wären!“ „Freilich,“ muß man mit Witt kleinlaut hinzufügen, „wird diese leidige Sklaverei von gewisser Seite als höchstes Evangelium gepredigt, und jedes Wort dagegen ist rein verloren!“ (Vgl. Haberl's Kirchenmusikal. Jahrbuch 1890, S. 11.)

3.) Carl Thiel. Op. 18. Missa Choralis in hon. Sancti Sebastiani, für 4 stim. gemischten Chor mit Begleitung der Orgel und 3 Posaunen oder der Orgel allein. Verlag von L. Schwann, Düsseldorf.

Beim ersten Blick auf die Seiten dieses Werkes glaubte ich mich freuen zu dürfen; endlich Einer der etwas wagt und vielleicht Neues und Gutes bringt! Ich gestehe aber, daß ich bei näherer Betrachtung etwas enttäuscht wurde. Ich bin weit entfernt, die Anwendung der Chromatik und der übrigen modernen Mittel in der Kirchenmusik zu verwerfen, wünsche vielmehr eine solche und halte sie für nothwendig, falls wir für unsere Zeit und unser Empfinden komponiren wollen; aber diese Anwendung muß zugleich eine ungesuchte und eine

die Juvenilität des Meles wie der Harmonie innerlich steigende, das Ganze ästhetisch werthvoller gestaltende sein. Thiel's chromatisches Verfahren thut der Klarheit keinen Eintrag; es bringt auch in rein musikalischer Hinsicht eine Abwechslung; aber dieser Gewinn wird neutralisirt durch den Abbruch, welchen die Komposition an Natürlichkeit, harmonisch glatten Fortgang und reiflicher Ausführbarkeit für den Gesangpart leidet. Merklich ausdrucksvoller und intensiver werden die an und für sich nicht sehr prägnanten Melodien mittels der vom Autor beliebten Art der Chromatik nur an wenigen Stellen. Durch zweckloses Hin- und Herschaukeln des Chores von einer Tonart zur andern wird die Sicherheit im Vortrag mehrmals nicht unbedeutend gefährdet. (Vgl. bezüglich dieses tonartlichen Umherschweifens z. B.: Et homo factus, Crucifixus und Anfang des Et resurrexit im Zusammenhang.) Nichtsdestoweniger hat die Messe ihre Vorzüge; sie leidet weniger an Trockenheit und Monotonie als so manche an-

dere und zeigt das eifrige Bestreben, die Fesseln des als einzig kirchlich gepriesenen Schablonenwesens abzuschütteln. Ein anderes Mal, wird der Wurf vielleicht zu voller Zufriedenheit gelingen.

4.) August Wiltberger. Op. 74. Missa in hon. S. Michaelis Archangeli. Messe zu Ehren des hl. Erzengels Michael für zwei Männerstimmen mit Orgelbegleitung. (L. Schwann, Düsseldorf.) Noten, Noten! Ausdrucksloses Geflingel, mechanisches Skaletwerk! Der Verfasser schreibt in der letzten Zeit zu viel: Fabrikwaare ist gewöhnlich kein Kunstwerk.

5.) Bernhard Mettenleiter. Op. 95. Jubiläums-Messe für 4 stimmigen Männerchor. (Ebendasselbst.) Diese Messe des cäcilianischen Veteranen verdankt ihren Namen einem äußeren Anlaß, nämlich dem 70. Geburtsfeste des Bischofs von Eichstätt; ihrem Inhalte und Charakter nach ist sie sehr einfach, alltäglich, homophon, zwar freundlich, aber durchaus nicht festlich.



Maria ist eine liebe Frau, d. h. sie ist lieb und sie hat uns lieb. Unter dem Worte Lieb verstehen wir die Vereinigung der Schönheit des Leibes mit der Schönheit der Seele, die Verbindung der äußern Schönheit mit der innern, die wir in Maria finden. Sie war so schön dem Leibe nach, daß der heilige Dionysius, der zu gleicher Zeit mit ihr lebte, sagte, er würde sie angebetet haben als eine Gottheit, wenn er nicht gewußt hätte, daß sie die Mutter Jesu sei; und wir wissen, daß sie selbst im hohen Alter, auf ihrem Sterbebette noch bewunderungswürdig schön gewesen ist, denn weder die Zeit noch der Tod wagten es, dies auserwählte Gefäß der Gnade zu berühren und zu verändern.

—
 Maria ist unsere Frau und zwar unsere liebe Frau und in diesem Worte: Lieb, liegt eine neue Freude für uns.—Wenn alle Bücher der Welt nur von Maria handeln würden, sagt der heilige Alphonsus, wenn alle Prediger der

ganzen Erde nur von Maria reden würden, sie könnten nicht erschöpfen den Abgrund der Liebe der Muttergottes, und darum heißt uns auch die heilige Kirche, so oft wir die lauretanische Litanei beten, Maria grüßen: O liebenswürdige Jungfrau, bitt' für uns!

—
 Es ist ein Wahnsinn zu glauben, daß die Kirche die Anbetung Mariens lehrt. Anbetung geziemt nur einzig und allein dem unerschaffenen Wesen, dem Herrn Himmels und der Erde, Gott selbst.—Kein Wahnsinn aber ist es, sondern eine Lehre dem Glauben und der Vernunft gemäß, daß wir Maria außer der Anbetung Alles schuldig sind, die größte Liebe, die feurigste Verehrung, den innigsten Dank und den herzlichsten Dienst.

—
 Der Monat Juni ist dem allerheiligsten Herzen Jesu geweiht. Engfehlt euch täglich in diesen Tabernakel der göttlichen Liebe.

Das Memorare des hl. Bernhard.



Es war vor ungefähr sechzehn Jahren, als eine Mutter mit ihrem fünfjährigen Knaben über den hohen Sanct Bernhardsberg stieg, um aus dem Kostathale Piemonts in die Schweiz zu gelangen, wo unterdessen ihr Mann ein einträgliches Geschäft begonnen und die Seinen zu sich gerufen hatte. Von diesem Berge werdet ihr, liebe Leser, schon oft gehört haben, er liegt an der Grenze der Schweiz und auf seinem höchsten Gipfel, 7576 Fuß über der Meeresfläche, steht ein Kloster, dessen Mönche einen herrlichen Beruf haben. Sie nehmen die Reisenden auf und suchen die Unglücklichen, die da häufig durch Schneelawinen, durch den Einsturz in tiefe Schneeschluchten oder die schreckliche Kälte zu Grunde gehen, vermittelt großer, eigens zu diesem Zwecke abgerichteter Hunde auf, retten sie vom Tode, wenn es möglich ist, und wem nicht, begraben sie dieselben in dem Friedhofe ihres Klosters. — Diese Frau mit ihrem Kinde an der Hand stieg nun an einem sehr stürmischen Tage diesen Berg hinan; der Nordwind pfiß und das Schneegestöber raubte ihr nach und nach alle Kenntniß des Weges. Der kleine Knabe zitterte vor Kälte und weinte, die Mutter hielt ihn fest an sich, hing ihm die Muttergottesmedaille um, die sie selbst am Halse trug, und empfahl ihn dem Schutze der allerheiligsten Jungfrau, da sie ihn nicht mehr erwärmen konnte. Immer dichter ward das Schneegestöber, immer schneidender die Kälte, immer unkenntlicher der Weg. Furcht, Angst und Schrecken befiel das Herz der armen Mutter; der Schweiß rann ihr von der Stirne und die Thränen aus den Augen. Da trat der Mond hervor und hell und licht ward es rings um sie; sie nahm ihre letzten Kräfte zusammen und eilte vorwärts. Plötzlich blieb sie stehen, um ein wenig auszuruhen, — da stürzte unter einem donnerähnlichen Lärmen eine ungeheuere Masse Schnee, eine Schneelawine von den hohen Felsen herab. Wie ein Blitz fährt ihr der Schrecken durch alle Glieder. Maria hilf,

und star vor Entsetzen steht sie da, unbeweglich wie eine Leiche. Nachdem sie sich wieder erholt, wollte sie ihr Kind enger an ihre Brust drücken, doch ach, die arme Mutter, sie hatte kein Kind mehr, der Schneesturz hatte es ihr geraubt! — Nun warf sie sich laut weinend und schluchzend auf ihre Kniee, grub mit ihren Händen hinein in den Schnee, arbeitete rastlos fort, bis ihr das Blut von den Fingern lief. Doch Alles war vergebens. Im stummen Schmerz und Herzensleid horchte sie nun still, ob sie nicht die Stimme ihres Kindes vernähme. In demselben Augenblicke ertönte die Ave-Maria-Glocke von der Klosterkirche, die nicht weit mehr von ihr entfernt lag. Dieser Ton, dieser Ruf war eine Himmelsstimme. Trost und Frieden gab er der armen Mutter wieder. Diese Glocke rief laut: *Gedenke*, erinnerte sie an jene Trösterin der Betrübten, an jene schmerzhafteste Mutter, die auch ihr Kind verloren, und aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens betete sie: *Gedenke*, o gütigste Jungfrau, daß es unerhört ist, daß man zu Dir keine Zuflucht genommen und von Dir verlassen worden sei. Da kamen zwei Ordensgeistliche mit einem jener Hunde, sie trugen die arme, vor Kälte ganz erstarrte Frau in's Kloster; den Hund aber schickten sie aus nach dem verlorenen Kinde. Bald hatte er die Spur davon entdeckt, eilig grub er mit seinen Pfoten hinein und kurz darauf fand er das ganz erstarrte Kind. Er hauchte es an mit seinem warmen Athem, leckte es mit seiner heißen Zunge so lange, bis das Kind wieder zu sich kam, das nun, von innerem Drang getrieben, seine beiden Arme um den Hals des Hundes schlang, der schnell mit seiner Last dem Kloster zulief. Die Frau hatte sich unterdessen erholt, aber nur Ein Gedanke, nur Ein Wunsch, nur Ein Schmerz erfüllte ihre Seele. Mein Kind gib mir wieder, betete sie, o Himmelskönigin, mehr konnte sie nicht sagen. Da läutete es an der Pforte, es trabte den Gang entlang, die Thüre ging auf, der Hund kam herein, auf seinem Rücken frisch und gesund das Kind, das frohlockend Mutter, Mutter rief. Die Klostergeistlichen priesen laut die Hilfe Gottes und den Schutz Mariens; die Mutter aber nahm das Kind auf ihre Arme und rief mit unaussprechlicher Freude: *Ja unerhört, unerhört ist es, daß Maria eine Bitte nicht erhört!*

Leben des ehrwürdigen Angelus Paoli, aus dem Orden H. P. Frau vom Berge Karmel.

Von Rev. P. Elisäus Nica, O. C. C.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Wir haben eben gesehen, daß Angelus die Erlaubniß erhalten hatte, die Hospitäler der Männer und der Frauen zu besuchen. Seit diesem Augenblicke war er täglich, mit Ausnahme der Samstage und der Festtage, wo er im Kloster sein mußte, in einem der Hospitäler zu finden. Eigenhändig theilte er hier den Kranken die Speisen aus, machte ihre Betten, reinigte ihre oft widerwärtigen Wunden und verrichtete die niedrigsten Arbeiten, vor denen die bezahlten Krankenwärter zurückschreckten. Er zeigte auch nicht den geringsten Ekel, wenn er übelriechende Wunden auswusch und verband und für diese armen Leidenden war die Liebe, Zärtlichkeit und Geduld, mit der er sie behandelte der süßeste Balsam für ihre Wunden. Angelus war auch unermüdetlich darin, den Kranken Trost zuzusprechen, sie aufzumuntern und ihnen ihre traurige Lage vergessen zu lassen. Deshalb sahen die Kranken auch in ihm einen zur Linderung ihres Schicksals vom Himmel gesandten Engel Gottes. Er begnügte sich aber nicht damit, ihnen Tröstungen und Aufmunterung zu bringen, sondern er suchte ihnen, wo er konnte, Freude zu machen; so brachte er ihnen fast jedesmal Drangen oder eingemachtes Obst, Zuckersachen oder feines Backwerk, überhaupt was den verschiedenen Kranken Erquickung, doch nicht Schaden bringen konnte.

Der liebe Gott belohnte den Eifer seines treuen Dieners in der Ausübung dieses Liebedienstes sehr oft durch Wunder. Einmal, da er bloß 7 oder 8 Drangen hatte, die er jede in acht Stücke schnitt, konnte er doch 165 Kranken ein Stück geben. Ein andres Mal hatte er in einem Kistchen einige Nispeln, die aber kaum dessen Boden bedeckten; dennoch gab er jedem Kranken drei Früchte aus diesem Kistchen. Als er einst das Spital

verließ, fand er vor demselben eine Menge Kinder; jedem, der es wollte, gab er eine Handvoll Zuckerwerk, die er aus seinem linken Ärmel zog; der Priester Johann Zachia, welcher zugegen war, bezeugt, daß er damals an die vierzig Pfund Zuckerzeug aus seinem Ärmel gezogen habe. Man hatte ihm einst einige gebratene Vögel für seine Kranken geschenkt. Diese reichten bei weitem nicht für Alle aus; doch wunderbarer Weise erquickte er alle Kranken mit dieser köstlichen Speise. Diese wunderbaren Vermehrungen ereigneten sich sehr oft, und zwar öffentlich, vor vielem Volke. Aus seinem Ärmel zog er nicht bloß Brot, Eier, Trauben, Äpfel, Mandeln und Geld, sondern auch Silbchen, Medaillen, Kreuze und Rosenkränze, und er theilte oft solche Mengen dieser Sachen aus, daß das Volk ganz erstaunt diesen wunderbaren Ärmel „den Ärmel der göttlichen Vorsehung“ oder auch wohl „die Arche Noa's“ nannte. Da es jedoch unsere Absicht nicht sein kann, alle die Wunder aufzuzählen, die der liebe Gott wirkte, um die Nächstenliebe seines treuen Dieners zu belohnen, so genüge es zu sagen, daß diese erstaunlichen Vermehrungen sich fast täglich ereigneten, wie der Seligsprechungs-Prozeß zur Genüge darthut.

Durch seine sorgfältige Liebe und seine herzlichen Gaben fand Angelus den Weg zum Herzen der Kranken, sodaß viele ihr Schicksal mit Geduld ertrugen, andere sich wieder mit Gott versöhnten, der durch diese Krankheit an der Pforte ihres Herzens geklopft hatte.

Seine Tugend und hingebende Liebe hatte aber noch einen andern Erfolg; sein gutes Beispiel erweckte auch in anderen Personen, und besonders in höheren Kreisen, das Verlangen, sich selbst, oder wenigstens ihre Reichthümer den armen Kranken in den Spitalern zu widmen, und Angelus selbst leitete freudig

olche Personen zur Krankenpflege an. Der Marquis Franz Bicaluga hatte viele Wunderdinge von unserem Diener Gottes gehört und wünschte mit ihm Freundschaft zu schließen. Er kam also zum Hospital St. Johannes im Lateran, wo er ihn traf, ließ sich ihm vorstellen und bat ihn um Rath in einigen Sachen. Als Antwort drückte Angelus ihm eine Schüssel mit Speise in die Hand und lud ihn ein, mit ihm die Kranken zu speisen. Der Marquis folgte ihm, wurde aber durch diese ungewohnte Arbeit von Uebelkeit befallen; er sagte jedoch nichts und gab dem Vater sein Wort, am folgenden Tage wieder zu kommen. Da er aber noch mehr von Uebelkeit zu leiden hatte, als zuvor, wollte er sich entschuldigen. Jedoch Angelus antwortete ihm: „Kommen Sie nur und wenn es Ihnen morgen wieder übel wird, so thun Sie, was Ihnen beliebt; fühlen Sie dann aber nichts, so möchte ich Sie doch bitten, dieses verdienstliche und gottgefällige Werk nicht zu unterlassen.“ Der Marquis that es und hatte nichts mehr zu leiden; von jetzt an war er sehr eifrig im Krankendienste und war fast täglich in den Spitalern zu finden.

Wie mit dem Marquis, so that Angelus auch mit anderen hohen Herren; Prälaten, noble Kavaliere und seine Damen, die vorher beim Anblicke eines Kranken oder Verwundeten beinahe in Ohnmacht fielen, denen schon der Gedanke an ein Hospital Schaudern verursachte, beeilten sich jetzt auf den Rath des Vaters Angelus in den Spitalern die häßlichsten Krankheiten zu behandeln, den Armen ihre Leiden zu erleichtern und eiternde Wunden solcher Leute zu verbinden, von denen sie sich kurz vorher schauernd abgewandt hatten. Und alles dieses war das Werk des Dieners Gottes, der durch Wort und Beispiele, Handlungen und Gefühle solcher Leute entfachte, die früher nur Stolz und Widerwillen gegen Arme und Kranke empfunden hatten, nun ihren Stolz in Demuth, ihren Ekel in Mitleiden verwandelten.

Zwölftes Kapitel.

Troßdem Angelus so sehr mit Arbeiten in der Armen- und Krankenpflege überhäuft war, so nahm ihn doch Hoch und Nieder in Anspruch,

um ihn in geistigen und weltlichen Angelegenheiten um Rath zu fragen. Da man ihn im Kloster selten sprechen konnte, so suchte man ihn gewöhnlich in seinem Spital auf. Aber hier ließ er Alle warten, bis er mit seinen Kranken fertig war. Fürsten, Grafen und hohe Prälaten kamen manchmal zum Hospital, um sich mit ihm zu berathen, doch er ließ sie ohne Unterschied warten. Eines Tages rief man ihn, da er eben an einem Krankenbette beschäftigt war, zum Fürsten Colonna, der ihn zu sprechen wünschte. Er aber wollte nicht gehen, sondern sagte: „Wenn ich im Dienste Gottes beschäftigt bin, so soll mich keiner stören; er soll warten.“ Manchen erschien dieses Betragen des Vaters Angelus hohen Herrschaften gegenüber, die ihn aufsuchten, um seinen Rath zu vernehmen, ungeziemend. Wir sehen aber dadurch, daß er gar keinen Unterschied machte zwischen dem vornehmsten Fürsten und dem armseligsten Bettler; ja, wenn er sah, daß der Letztere leidend und verlassen war, so fühlte er sich mehr zu diesem hingezogen, denn er war überzeugt, daß diese Hingabe an die Armen und Elenden Gott wohlgefälliger sei, als etwas Anderes. Er sah, wie diese armen Kranken auf ihrem Schmerzenslager beinahe ausschließlich auf ihn angewiesen waren, während die Reichen, die von ihm einen Rath oder eine Unterhaltung erbaten, im Ueberfluß lebten, und wenn er diese jenen vorzog, hätte es fast ausgesehen, als wolle er deren Reichthümern Ehre und Verehrung bezeigen. Die Seele des Dieners Gottes war zu groß, um dem Golde, den Titeln, den Wappen, Weihrauch zu streuen und er beschäftigte sich nur mit den Großen dieser Welt, wo es zum Besten ihrer Seelen oder zur Hebung des Elendes seiner Bevorzugten, der Nothleidenden, von Nutzen war. Sonst war er nur glücklich und fühlte sich zufrieden, im Kreise der Armen und am Lager der Kranken.

Man muß jedoch nicht glauben, daß Angelus die Reichen verachtete und den Großen die Achtung, die ihrem Stande zukam, versagte. Nein, er zog es zwar vor, bei den Armen zu verweilen, aber er verschmähte es auch nicht, den Reichen und Abeligen einen Rath zu erthei-

len, wenn er darum angegangen wurde und es zum Heile der Seelen ersprießlich war. So erhielt er stets eine Menge Briefe aus Toscana, der Romagna und dem Königreiche Neapel, von Personen, die sich seinem Gebete empfahlen und er antwortete ihnen alle, indem er Jeden in seinem Leide tröstete und gute Rathschläge ertheilte. Die Päpste Innocens XII. und Clemens XI. riefen ihn oft zu sich und in wichtigen Angelegenheiten ließen sie sich von ihm rathen. Der Erstere trug ihm sogar den Cardinalshut an, den der Diener Gottes aber in seiner Demuth ausschlug. Clemens XI. bediente sich nicht nur seines Rathes, sondern alle hohen Persönlichkeiten, die nach Rom kamen, schickte er zum Vater Angelus, daß er ihnen den Weg der Vollkommenheit lehre; unter anderen war eine Herzogin von Baden, die sich glücklich schätzte, an seiner Seite die Kranken im Spital zu bedienen zu dürfen.

Eine Anzahl Cardinäle, wie Paraaciani, Ruso, Tomasi, Falconisti, Cissenzi, sowie viele Personen geistlichen und weltlichen Standes, wählten Angelus zu ihrem Seelenführer, oder bedienten sich seines Rathes in allen wichtigen Angelegenheiten.

Wie gesagt, er machte keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, wo es Gutes zu thun oder die Tugend zu befördern galt, aber überall zog er die Armen, die Kranken, die Betrübtten vor, wenn er wußte, daß unnütze Besuche der Großen ihm nur die kostbare Zeit, die für seine Armen bestimmt war, rauben würde. Er sah nämlich in ihnen Jesus Christus und deshalb bediente er dieselben immer barfuß, mit tiefer Demuth, voll Freude und Zärtlichkeit. Beim Krankendienste strahlte sein Antlitz ganz von dem Feuer heiliger Liebe, welches diese Leidenden ihm einflößten, und um sie aufzuheitern, erfannte er die verschiedensten Mittel; so veranstaltete er öfter die Veranstaltung eines Concertes im Hospitale, damit die Kranken in ihren Schmerzen durch die Musik getröstet würden. Der Diener Gottes wußte, daß das Spital an sich nur Trauer einflößt und er hatte veranlaßt, daß an jedem ersten Donnerstag des Monats ein kleines Fest mit Musik, Tanz und Gesang veranstaltet werde, während er selbst Früchte

und andere Gaben unter die Patienten vertheilte; bei diesen Festen unterstützten ihn die Personen der höchsten geistlichen und weltlichen Stände Roms. Hierdurch wurde auch die Absicht des Vaters Angelus verwirklicht, die Reichen und Angesehenen in nächste Berührung mit der Noth und den Leiden der armen Kranken zu bringen. Bei diesen Festen kam die schönste christliche Gleichheit zum Ausdruck, wenn vornehme Herren und Damen mit einander wetteiferten, den Nothleidenden und Verlassenen eigenhändig reich zu stehen und das Haus der Trauer und des Leidens in einen kleinen Staat der Liebe umzuwandeln.

Dreizehntes Kapitel.

Angelus war jedoch nicht bloß überaus geschickt, den Kranken Zerstreuungen zu verschaffen und ihnen dadurch ihr Leiden zu erleichtern, er wußte auch ihren Geist von dem Drucke der Gewissensbisse zu befreien und in ihnen die Hoffnung auf den Himmel neu zu beleben. Wenn ein Kranker im Sterben lag, so kniete er am Bette nieder und betete, bis der Sterbende verschieden war; oder war er bei Bewußtsein, so sprach er ihm die Sterbegebete vor und erleichterte ihm den letzten schwersten Augenblick.

Manchmal entblößte er die Brust des Hingeschiedenen und auf ihn zeigend, sprach er zu den Umstehenden: „Seht, o seht, wohin die Dinge dieser Welt gehen! Wo sind jetzt die Vergnügen? Wo der Pomp des Irdischen? Wenn der, welcher jetzt eine Leiche ist, nicht bei Zeiten die Verzeihung seiner Sünden erlangt hätte, was wäre aus ihm geworden?“ Und das sagte er mit solchem Ernste, daß es einen unauslöschlichen Eindruck auf alle Hörer machte. So verstand es unser Diener Gottes angenehme Vergnügungen mit heiligem Ernste zu verbinden; ohne aus dem Spital ein Vergnügungsort zu machen, indem er den Kranken fortwährende Zerstreuungen bot, hütete er sich doch, es durch stets geistliche Zusprüche zu einem Trappistenkloster zu machen. Vielmehr trachtete er in kluger Ueberlegung, die armen Patienten bald zu zerstreuen, damit das Bewußtsein ihrer Leiden sie nicht niederdrücke,

bald zog er sie an durch fromme Gespräche und heilsame Ermahnungen, und dieser weise Wechsel ließ ihn sein Hauptziel erreichen, nämlich die Rettung unsterblicher Seelen, die vielleicht lange Zeit in der Sünde verstrickt gewesen waren.

In allem, was wir gesehen haben und wir über den Dienst Gottes noch sehen werden, müssen wir verstehen, daß alle seine Werke, seine Unternehmungen, seine Opfer und seine Leiden nur als Ziel die Beherrschung Gottes und das Heil der unsterblichen Seelen hatten; er war ein gewissenhafter Eiferer für die Ehre Gottes, ein unermüdlicher Arbeiter im Weinberge des Herrn, ein thätiger Apostel der Tugend und der christlichen Vollkommenheit. Und alles that er, um für sich selbst sowohl als für alle Menschen das ewige Leben zu erlangen. Um Seelen zu gewinnen, dazu benutzte er nicht bloß die Almosen, Feste und unschuldige Vergnügungen; dies war wohl sehr geeignet, die Seelen dieser Sünder vorzubereiten, sie sozusagen anzulocken, um sie für Gott zu fangen. Aber dann und wann war es nothwendig, ihnen mit ernstern Worten den erbärmlichen Zustand ihrer mit Gott verfallenen und am Rande des Abgrundes schwebenden Seelen vorzuhalten. Durch den weisen Wechsel nachsichtiger Güte und strengen Ernstes brachte er ihnen zum Bewußtsein, das Andenken ihres vergangenen Lebens, die Nothwendigkeit der göttlichen Verzeihung, das Verlangen der ewigen Herrlichkeit. Und jedesmal, wenn Angelus in solche Ausrufungen, wie die oben genannten, ausbrach, oder die Umstehenden zur Betrachtung des menschlichen Elendes anhielt, brachen Alle in Thränen aus und beecelten sich, sich mit Gott auszusöhnen, vor dessen Richterstuhl sie vielleicht schon bald stehen sollten.

Bei den römischen Spitalern waren natürlich Priester angestellt, die für die geistlichen Bedürfnisse der Kranken Sorge trugen; überdies kamen oft außergewöhnliche Beichtväter. Aber nur Angelus konnte auch die verhärteten Sünder zur Reue und Buße bewegen und war ein Bestockter da, so war er es, der nicht rastete, bis die Seele im Sakramente der Buße gereinigt war. Unter den Beichtvätern des Hospitals war die Meinung verbreitet, daß Angelus das Innere der Herzen schaue und die Gabe habe, die Gewissen zu ergründen und daß, während er im Spital war, kein Kranker verloren ging, weil alle vor ihrem Tode sich bekehrten und reumüthig starben.

Ob schon Angelus fast die ganze Zeit mit dem Beistande der Kranken in den Hospitälern beschäftigt war, fand er dennoch Muße, vielen Kranken und Sterbenden in ihren Wohnungen Hilfe und Trost zu leisten. Und man konnte bei einem Manne, der wie er durch seine Heiligkeit und besonders durch seine Liebe zu den armen Kranken berühmt war, nicht anders erwarten, als daß er überall hinging, wo ein Sterbender seinen trostvollen Zuspruch verlangte. In die Hütten der Armen sowie in die Paläste der Reichen rief man ihn, um dorthin den geistlichen Trost zu bringen, den er nur spenden konnte. Fürsten und Bürgerleute, Cardinäe, Prälaten und Ordensleute ließen, noch ehe sie den Arzt holten, den Vater Angelus an ihr Krankenbett rufen und sahen es als eine große Ehre an, wenn er ihrem Rufe folgte. Er kamte in dieser letzten Noth keinen Unterschied des Standes und mit der größten Bereitwilligkeit leistete er nach Möglichkeit Hohen und Niedrigen seinen Beistand; allen half er mit derselben Zärtlichkeit und dem gleichen Wohlwollen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Lebensgeschichte der heil. Elisabeth erzählt, daß bei der Geburt derselben in ihrem Vaterlande Ungarn aller Strett verstummte, alle Parteien sich ausöhnten und Frieden im ganzen Lande herrschte.—So wird es in dem Herzen, zu dem Maria kommt, stille, es

ruhen alle Leidenschaften, es schweigen alle Stürme und himmlischer Frieden kehret ein. Darum: Wohl dem Herzen, zu dem Maria kommt!—Wie aber kommt sie zu den Menschen?—Durch die Liebe und die Anbacht zu ihr.

Der h. Geist als Schöpfer.

(Für die „Rundschau“ geschrieben.)

Iberall nur Todes Schweigen,
Düster alles ringsumher,
Nirgends mag ein Stern sich zeigen,
Alles öde, wüßt und leer.

Oede alles, wüßt und leer,
Ueberall nur dumpfes Schweigen—
Erde, Himmel, Luft und Meer,
Harren auf ein „Werbezeichen.“

Plötzlich flammt es durch die Weiten,
Und die Wolkennacht zerreißt,
Aus dem Schooß der Ewigkeiten
Schaffend schwebt der hl. Geist.

Durch die unermess'nen Räume
Tönt es donnernd: „Werde Licht!“
Und schon flammen rings die Säume,
Glänzt der Schöpfung Angesicht.

Himmel, Luft und Meer und Erde
Tauchen aus der ew'gen Nacht—
Wieder tönt des Geistes „Werde“
Und die Schöpfung steht vollbracht.

Berg und Hügel steh'n erhoben,
Thal und Auen ruh'n geschmückt
Rings von Blütenpracht umwoben,
Reich von Gottes Huld beglückt.

Aus den Felsen strömen Quellen,
Rauschend sie zu Thale flieh'n,
Stolzer Ströme Silberwellen
Tanzend zu dem Meere zieh'n.

Lustig in den blauen Fluthen
Spielen Fischlein reich und bunt,
Keiner Perlen Purpurgluthen
Blihen auf krystill'nem Grund.

Und in stolzem Siegeszuge
Schwingt sich durch die Luft der Nar,
Wieget froh in sanftem Fluge
Singend sich der Vöglein Schaar.

Und vom Himmel strahlet nieder
Goldner Sterne Zauberpracht,
Aus der Schöpfung rauschen Lieder,
Die der Herr so schön gemacht.

Da noch einmal tönt ein „Werde“
Durch das weite Zauberreich, —
Und es lebt der Fürst der Erde,
Dessen Bild dem Schöpfer gleich.

Sieh', welch' wunderbares Wesen,
Einsichtsboll und engelrein
Tritt aus Tausenden erlesen
Er in's Reich des Lebens ein.

„Wunderwerk, der Schöpfung Blüthe,
Staubgebilde, hoher Geist —
Wer ermißt die ew'ge Güte,
Die dein Schöpfer dir erweist!“

„Wer ermißt die Wunderwerke,
Die der Geist in dir vollbringt,
Er, der Gott des Lichts der Stärke,
Dessen Ruhm die Schöpfung singt?“

Reich umstrahlt von Licht und Klarheit
Stehst du Adam stark und mild,
Fürst im Reich der höhern Wahrheit,
Voll der Weisheit, Gottes Bild.

Das Vertrauen auf Gott.

Wit dem Glauben des Christen hängt auf das Innigste sein Gebet zusammen. Wer glaubt, der betet. Das sagen uns die hl. Väter in den verschiedensten Ausdrücken; das Gebet nennen sie die Seele des Christen. Wie einer betet, so lebt er, gut oder schlecht. Und wie ein Volk betet, so lebt es: gut oder schlecht. Ja, Beten und Leben ist von Gott so innig verbunden worden, daß auch die Ewigkeit danach geartet ist: im Himmel ist ewiges Leben und ein ewiges Beten; in der Hölle hört das Beten und auch das Leben auf: wo das Gebet verflummt, da ist ein ewiges Sterben.

Es erscheint selbstverständlich, daß auch auf dem Gebiete der Sorge, welche die kleinen Dinge des täglichen Lebens mit sich bringen, sich die Anschauungen des Glaubens und des Unglaubens begegnen; das kann uns nicht wundern. Der göttliche Heiland hat es selbst gesagt. Die eine Anschauung, welche sich in einem unruhigen Suchen und Fragen offenbart: Was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns bekleiden? bezeichnet er als die des Unglaubens, indem er fragt: Thun das nicht die Heiden? Das ist die Anschauung einer Welt ohne Glauben an die Vorsehung Gottes. Sie geht in einer unregelmäßigen Sorge und Eifer nach Geld und Gut unter. Dem steht entgegen die Ueberzeugung der Kinder Gottes, daß denen, die Gott lieben, alles zum Besten gereicht. Es ist die Gesinnung des unbegrenzten Vertrauens, der nie versagenden Zuversicht, daß Gott der Herr auch in den Stürmen und Heimsuchungen des Lebens mit seiner liebenden Vorsehung uns leitet. Es ist die Seelenstimmung Gott gegenüber, welche der Knabe besaß, der auf dem Schiffe mitten im Sturm, als alle verzagten, ruhig und heiter blieb und auf die Frage, wie ihm das möglich sei, antwortete: „Ich weiß; daß mein Vater am Ruder ist.“ So ist das Vertrauen und die Sicherheit, welche sich aus dem Glauben an die Vorsehung Gottes ergibt.

Die hl. Väter haben über die Lehre von der Vorsehung Gottes zwei Sätze aufgestellt. Der erste enthält die Wahrheit, daß die vernunftlose Kreatur Gegenstand der Vorsehung und leitenden Führung Gottes ist; Gott herrscht über die Kräfte der Natur und über die Natur selbst; er weiß die Kräfte der Natur so zu leiten und so zu führen, daß er seine Absichten und die Beste der Geschöpfe erreicht.

Hierzu ein Beispiel aus der hl. Schrift:

Der Prophet Elias trat vor den gottlosen König Achab und sprach: „So wahr Gott lebt, nicht Tau noch Regen wird fallen, bis ich es sage;“ und es regnete nicht drei Jahre und sechs Monate. Das Strafgericht Gottes brach herein, nicht plötzlich wie eine Feuersbrunst, deren Bahnen niemand hemmen kann, nicht gewaltig wie ein Sturm, oder wie die Wasser der Sündfluth, welche alle Dämme durchbrachen—es hatte begonnen, ehe man es ahnte. Unbemerkt, aber unaufhaltsam und täglich zunehmend trat die Dürre ein; sie berührte den Boden und berührte die Wolken; verzehrte den Segen der Erde und die Gaben des Himmels, lähmte die Kraft der Menschenherzen und nahm alles Leben weg aus der Natur.

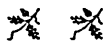
Wie wird es wohl dem Elias gehen? Wird die Hungersnoth auch ihn heimsuchen? Wird das Wort, das wie eine Fackel aus seinem Munde ausging, den Himmel beleckte und in Erz verwandelte und die Erde quälte—wird diese Fackel auch sein eigenes Herz ergreifen und dürre machen; wird der Prophet von dem Hasse des Königs und der Königin Jezabel verfolgt, da hinten in einer unbekanntem Einöde Hungers sterben? etwa so, wie es das Geschick Samsons war, der die Philister tödtete, indem er die Säulen des Hauses erschütterte, aber selbst mit den Philistern unter den Trümmern begraben wurde? Wird so Elias unter dem von ihm verkündeten Strafgericht selbst zusammenbrechen? O nein: Gott schützt die Seinen. Die hl. Schrift versichert uns, daß Gott in seiner Vorsehung über alle Menschen waltet, über Gute und Böse Regen und

Sonnenschein giebt, aber mit einer ganz besonderen Liebe über die wacht und waltet, welche die Seinigen sind. Von dem Gerechten heißt es: Gott habe ihn in seine Hand geschrieben; er wird ihn bewahren wie seinen Nagezahn, mit seinen Schultern wird er ihn decken und mit seinen Flügeln ihn überschatten und ihn behüten, daß er seinen Fuß nicht an einen Stein stoße. Was immer dem Gerechten begegnen wird im Leben, es wird ihn nicht betrüben. Darum ermahnt der hl. Geist den Gerechten, daß er guten Muthes sei; wirf du auf den Herrn deine Sorgen, der wird dich ernähren. So war es auch bei Elias. „Es erging das Wort des Herrn an den Elias und er sprach zu ihm: Mache dich auf und ziehe gegen Osten hin und verbirg dich an dem Bache Carith, der jenseits des Jordans ist—dort trinke aus dem Bache; ich habe den Raben befohlen, daß sie dort dich nähren. Ein wunderbares Wort, reich an Liebe und Fürsorge Gottes, aber auch reich an Prüfung. Gehe hin zum Bache Carith. Die großen Flüsse des Landes, selbst der Jordan, waren arm an Wasser geworden; sie waren ausgegangen wie das Röcheln eines Sterbenden. Wer mag da noch erwarten, daß der kleine Bach Carith Wasser habe? Und doch, der Prophet soll hingehen und aus diesem Bache Carith trinken! Und Raben, diese gefräßigen Thiere, sagt der hl. Basilius, welche die Nahrung jedem Vogel abjagen, Raben, selbst von Hunger gepeinigt, sollen Brot bringen und Fleisch herbeitragen, um den Propheten zu nähren? Wer kann das glauben?

Doch Elias glaubte; ihn bestimmte nicht menschlicher Zweifel, nur Gottes Wort war für ihn maßgebend. Er ging hin, sagt die hl. Schrift, und that nach dem Worte des Herrn; und als er dort angelangt war, weilte er an dem Bache Carith, der jenseits des Jordans ist. Dort in der stillen, wilden Einsamkeit hatte vordem das Gestrüpp der Wälder in frischem Grün geprangt, aber wie schauerlich war es jetzt dort. Welf und dürr standen die Bäume da; das Strauchwerk mit seinen absterbenden Zweigen und Aesten hatte nichts mehr von der einstigen Leppigkeit. Eine besänftigende Stille beherrschte das einsame

Thal; ab und zu hörte man eine unreife Frucht zur Erde fallen; dann und wann krachte ein Baum zusammen, von der Dürre gebrochen. Aus der Ferne schallte am Abend hohl herüber das Heulen der Thiere der Wildniß, die vom Hunger gepeinigt wurden. — Das war die Stätte, wo Elias weilte und betete. Als er aber den Bach erblickte, wuchs das Vertrauen in ihm; denn die Wasser des Baches murrten zu seinen Füßen, als ob sie einem frischen Quell entsprängen. Kaum graute der Morgen, da hörte er die Schwingen eines Flügelschlags zwischen den Zweigen des Waldes; es kamen zwei Raben, sagt die hl. Schrift, brachten ihm Brod und Fleisch und in gleicher Weise brachten sie ihm auch am Abend Brod und Fleisch; und er trank aus dem Bache. Da war das einsame Thal ihm zu einem Festsaal geworden, in dem der Herr den Tisch ihm deckte. Da war der stille dürre Wald zu einer Halle des Jubels geworden, durch die das Alleluja des gnädigen Waltens göttlicher Vorsehung erklang. Da war die Wildniß zu einer Wohnung des Friedens geworden. Wie beglückt war Elias! da Gott ihn mit seinen Flügeln überschattete. Er neigte sich nieder, setzte sich hin und aß und trank; mehr, als der Leib von der Speise, wurde seine Seele von der Nahrung erquickt, die ihm die Liebe Gottes sandte. Wirf auf den Herrn deine Sorgen, er wird dich ernähren.

(Schluß folgt.)



Wie wunderbar ist das, was man vom hl. Bernhardus erzählt! Er hatte den Hymnus gebichtet: Salve mundi Salutare. Als er diesen vor einem Kreuzifixbild knieend betete und vor Liebesbrunst ganz entzündet war, da löset der gekreuzigte Erlöser seine beiden Hände vom Kreuze ab, streckt sie gegen Bernhardus aus, umfängt ihn damit auf's liebevollste, drückt ihn an sein Herz und blutige Seite und spricht ihn freundlich zu: „Bibe Bernarde“, Trink Bernhardus! Und Bernhardus hat getrunken und seinen Mund mit dem rothen Saft ganz angefüllt.

Der Judenknabe von Prag.

IV.

4. Wie der kleine Abele in seinem Blute getauft wird.

Seit ich das letzte Kapitel niederschrieb, sind schon etliche Tage verflossen, und es wollte mir gar nicht glücken, was nun kommen muß, ordentlich auf's Papier zu bringen. Hab' auch schier mehr geweint und gebetet, als geschrieben; es waren aber keine bitteren Thränen, sondern sie flossen gar mild und tröstlich, halb aus Neu und Leid, daß ich dem guten Knaben gerade zu der Zeit, wo er so grausam litt, in meinem Herzen so großes Unrecht that; halb auch aus Trost ob seines schönen Triumphes und aus Sehnsucht, bald mit ihm und allen lieben Heiligen im Himmel vereint zu werden. Dann ging ich gestern Nachmittag mit dem P. Guarbian zum Sanct-Magdalenen-Kloster, wo die hübsenden Frauen weilten, und ließ mir nochmals alles ganz genau erzählen, wie es sich zutrug und von den noch lebenden Zeugen bekräftigt wird, und will es nun in aller Einfachheit niederschreiben, wobei ich jedoch bemerke, daß man den Neben und Widerreden keinen so steifen Glauben schuldet, wie den factis oder Thatfachen, indem bei den ersteren, wie bill'g, erwogen werden muß, daß sie sich nicht so kräftig dem Gedächtnisse einprägen, wie die letzteren, und somit bei ihnen leichter etwa ein Irthum unterlaufen kann.

Und wie ich nun so schreibe, scheint der helle, warme Frühling durch mein offenes Fensterchen in die kleine Zelle herein, und vom Klostergarten herauf, wo ich das liebe Kind noch vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter zu sehen glaube, tönt der kräftige Finkenschlag. Neben dem Kapellchen steht der alte, halbdürre Birnbaum und trägt ein paar Blüthen; die sind frisch und lieblich als wäre er noch jung, und ich denke: was braucht denn der alte Stumpf noch zu stehen, wenn der Sturmwind das junge Bäumchen geknickt hat?"

Aber auch der Gedanke ist thöricht — das steht ja alles bei Gott!

Es war also um Charfreitag Abend um die Zeit, da man schon in der Domkirche in wieder etwas freudreicherem Tone die Antiphon anstimmte: "In pace in idipsum dormiam et requiescam" — „Im Frieden, ja im Frieden will ich schlafen und ruhen.“ Der Herr hatte den Kampf überstanden, bei seinem jugendlichen Jünger aber hub er jehö an. Der Rose zog den von Kälte halb erstarrten Knaben aus dem Kellerloche hervor, bedrohte ihn mit augenblicklichem Tode, wenn er einen Laut von sich gebe, und schleppte ihn durch die dunkle Nacht in die nahe Judenstadt und dann auf dem gerabesten Wege nach seinem väterlichen Hause.

Der alte Abele war zeitig von dem guten Erfolge des Rose benachrichtigt und erwartete mit seinem Bruder, dem Rabbiner, den Knaben. Nach der jüdischen Weise, die Tage zu zählen, war der Sabbath schon angebrochen; der Mann hatte daher, um nicht gegen das Gesetz zu fehlen, schon vorher auf einem Seitentischchen den Verrätherlohn zurecht gelegt, daß ihn Rose, wenn er den Knaben brächte, nur einstecken könne. Von der Stubendecke herab hing die brennende Sabbathlampe, und sie standen darunter und nestelten schon eine gute Weile an ihren Gebetsriemen; werden aber nicht sonderlich in der Stimmung gewesen sein, ein Gott wohlgefälliges Gebet darzubringen, indem ihre Herzen grimmigen Zornes übervoll waren.

Da klopfte man an die Hausthüre. „Sie sind es“, sagte die Magd, die später über alles gerichtliches Zeugniß ablegte; denn Abele's Weib, Sarah, war nicht zugegen. Mißtrauisch hielt sie der Jude seit dem Entweichen des Kindes in einer Kammer eingesperrt.

Gleich darauf brachte Rose den Knaben, der, wiewohl in seinem Herzen auf das Schlimmste gefaßt, dennoch beim Anblicke des grimmigen Waters heftig zitterte, in die Stube. Doch sagte der alte Abele vorläufig keine Silbe zu seinem Söhnchen, als daß er ihn fragte, ob er etwa schon getauft sei. Da sowohl der Knabe als der elende Blutverkäufer dieses verneinten, deutete der Alte nach dem Nebentischchen.

Sofort zählte und strich Rose seinen Judaslohn ein und reiste in selbiger Nacht noch schleunig ab. Es soll sich der Erzschelm, wie einige meinen, nach Venedig oder, wie andere glauben, nach den Niederlanden, ja sogar nach der Neuen Welt geflüchtet haben. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, und wenn er auch dem Arme menschlicher Gerechtigkeit entwischt, dem Racheschwert des göttlichen Gerichtes wird er sicher nicht entgehen, es sei denn durch aufrichtige Buße, ansonst er den höllischen Gluthen gleich seinem Vorbilde Judas Iskariot für alle Ewigkeit verfallen wird.

Als nun dieser die Stube verlassen, sagte der Rabbiner zu seinem Bruder: „Gepriesen sei der Herr, der sein Kind aus der Gewalt Pharaos und den Banden Aegypten's befreit hat, bevor er das Mal der Schmach empfing.“ Er meinte das gnadenreiche Taufwasser. „Jetzt mußt du das mißleitete Schäflein mit Milde und Nachsicht wieder der Heerde Israels gewinnen; es hat ja auch der Herr unsere Väter, die ihn verkamten und dem Moloch und den Greueln der Völker nachliefen, in Gnaden aufgenommen, sobald sie sich ihm wieder zuwandten.“

„Ei, ja, meinst du, es freue mich mein eigenes Blut zu verderben?“ sagte der alte Abele. „Wenn er dem Nazarener entsagen und dem Glauben unserer Väter treu bleiben will, verzeihe ich seinen Frevel und den ängstigen Kummer, den er auf mein graues Haupt häufte. So er aber auch jetzt noch entschlossen ist, den gekreuzigten Zimmermannssohn anzubeten, werde ich ihn, so wahr meine Seele lebt, lieber mit diesen meinen Händen wie einen Hund erwürgen, als ihn unter den Goim wissen!“

Bei diesen Worten bebte der unselige Mann vor Wuth, seine Züge verzerrten sich und sein Auge rollte wild, daß die Magd behauptet, nie in ihrem Leben habe sie etwas Gräßlicheres gesehen. Dagegen bot der unschuldige Knabe einen gar rührenden Anblick. Noch waren seine Hände fest gebunden, und er stand schier da wie der kleine Isaak, nur daß sein verblendeter Vater mit dem Patriarchen Abraham sehr wenig Aehnlichkeit hatte. Sein Auge, aus dem der Schmerz große Thränen tropfen ließ,

blickte offen und ehrlich zu dem zürnenden Manne; es war nicht anders, als ob die unschuldige Seele theils mit großen Klagen, theils mit entschlossener Festigkeit aus ihm hervorschaue. Der Blick ging dem Vater doch etwas zu Herzen; in milderem Tone sagte er „Löset ihm die Hände!“

„Ich danke Euch, Vater, und bitte, verzeihet den Kummer, den ich Euch bereitet habe,“ bat der Knabe und hob die Hände flehend empor.

„Verzeihen? Das muß erst verdient werden, und bis dahin sollst du mich nicht mehr Vater nennen. Ha, Bube, was hast du gethan!“ fuhr er dann wieder fort, während der Zorn neu aufloderte. „Bist du nicht hinübergelaufen zu den Todfeinden deines Volkes, welche die Söhne Israels seit Jahrhunderten in den Staub treten? Hast du nicht meinen ehrlichen Namen vor allen Kindern unseres Volkes zur Parabel gemacht, daß sie die Köpfe über mich schütteln, und Kinder und Kindeskinde sich das Gericht erzählen werden, welches der Herr in seinem Grimme durch dich über mein Haus verhängte?“

Da sah der gute Knabe wohl, wie weit sein Vater davon entfernt sei, ihm zu verzeihen, und er sagte traurig: „Daß doch der barmherzige Gott Eure Augen öffnen möchte! Ihr würdet dann den Willen des Herrn erkennen und daß ich, um ihm zu gehorchen, Euch den Gehorsam versagen muß.“

„Wie? Du willst mir den Gehorsam versagen und wagst es, mich dennoch um Verzeihung zu bitten?“

„Ihr werdet mir verzeihen, sobald Ihr erkennet, wie ich jeho erkenne, daß Jesus von Nazareth der von Moses und den Propheten verheißene Messias ist.“

Fest und bescheiden sagte der Knabe diese Worte und zeugte so für Christum, den Herrn. Da ereignete sich aber, was schon bei dem Zeugnisse des heiligen Erzmartyrers Stephanus sich zugetragen. Die verstockten Juden hielten sich die Ohren zu, und der alte Abele schrie voll Wuth, ob er diese Lästerung etwa von seiner Mutter zuerst vernommen.

„Von meiner Mutter,“ antwortete der

kleine Abele, „aber nicht von Sarah, meiner irdischen Mutter, sondern von meiner himmlischen Mutter, der Tochter Davids, der seligsten Jungfrau Maria.“

Da kannte der Grimm des verblendeten Mannes keine Grenzen mehr. „Von dem Zimmermannsweibe!“ schrie er. „D es ist klar, die Baalspaffen haben ihn bekehrt! aber ich will ihm den Teufel der Lästerung austreiben!“ Und mit diesen Worten warf er sich über das weinende Kind her, riß ihm die Kleider vom Leibe, faßte einen Lederrücken und begann den Rücken des unschuldigen Bekenners so grausam zu zerfleischen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Als er endlich athemlos einhielt, lag der kleine Abele, braun und blau geschlagen, ja mit Blut überrennen, winnend und wehklagend am Boden und hätte vielleicht in derselben Nacht noch seine Seele ausgehaucht, wenn sich nicht in dem Herzen des Rabbiners ein Fünkchen Menschengefühl geregt hätte, zugleich mit der Hoffnung, des Knaben Standhaftigkeit durch andere Mittel und Wege doch noch zum Falle zu bringen.

Der Rabbiner wandte sich also an seinen Bruder mit der Bitte, des Kindes Leben zu schonen und ihm den Knaben zu überlassen; in wenigen Tagen wollte er seinen Troß brechen und ihn reuevoll dem Vater zuführen. Darcin willigte der alte Abele nach einiger Hin- und Herrede, verschwor sich aber zugleich hoch und heilig, daß nur das Blut und Leben des ungerathenen Kindes seinen gerechten Grimm zu sühnen vermöge, falls auch dieser Versuch fruchtlos bliebe, indem er nie und nimmer den Gedanken ertragen könne, sein eigen Fleisch und Blut auf seiten der Nazarener und sein mühsam erworbenes Geld in den Händen der Goim zu sehen.

Es trug demnach der Rabbiner das weh- und wundgeschlagene Kind nach seiner eigenen Wohnung, legte und pflegte es daselbst die ersten Tage mit anscheinend großer Liebe, um sein Herz für sich zu gewinnen. Als sich aber der kleine Abele etwas erholt hatte, zog der Mann schon andere Saiten auf und versuchte es zunächst mit aller Macht und Ueberredung

und Lüge, den Glauben an die Gottheit Jesu zu erschüttern und zu vernichten. Er suchte aus vielen Stellen der Propheten darzulegen, daß der wahre Messias das Reich Juda herstellen und über alle Reiche der Welt erheben müsse; das alles habe der Nazarener nicht gethan und könne folglich auch nicht der wahre Gott sein. Dagegen stritt der kleine Abele, wie nachher der Rabbiner selber bekannte, mit vielen guten Gründen, welche ihm zweifelsohne der Heilige Geist selber eingab, als: daß das alles billigermaßen von einem geistlichen Reiche zu verstehen sei, welches die von Jesu gesandten Apostel wirklich gegründet und aufgerichtet und über die ganze Welt ausgebreitet haben, indem sich dem geistigen Scepter Judä die Könige von Saba und von den Inseln, verstehe die Herrscher der entlegensten Reiche, unterwarfen. Ferner erinnerte er, daß der Messias nach dem Zeugnisse der gleichen Propheten, vornehmlich Isaiä am dreißigsten, ein Mann der Leiden und der Schmerzen sein müsse, der für die Sünden seines Volkes des Todes sterben würde, was alles bei Jesus von Nazareth eingetroffen, der nicht nur gestorben, sondern zum Zeugnisse seiner Gottheit von den Todten auferstanden sei. Endlich schloß der Knabe: wie sein Oheim selber zugestehet, sei die Herrschaft schon viele hundert Jahre von Juda gewichen, es habe aber der Erzbater Jakob auf seinem Todesbette im Lande Gessen seinem Sohne geheißen, daß das Scepter nicht von Juda weichen werde bis da komme, der geschickt werden solle, was wiederum darthue, wie thöricht die Juden jetzt noch auf einen Heiland harren.

Und das alles brachte der Knabe, theils wie er es im Unterrichte des Proselytenhauses gehört, theils wie es ihm, woran ich nimmer zweifle, der Heilige Geist eingab, mit so viel Festigkeit vor, daß der in den jüdischen Schriften wohl bewanderte Rabbiner nicht viel Bescheidtes dagegen zu sagen wußte. Dafür wurde er aber nur um so zornmüthiger gegen den gotterleuchteten Knaben, je offener sein hartes Herz der erkannten Wahrheit widerstrebte und sich gegen den Ruf der Gnade, welche so lieblich von den Lippen des Kindes erscholl, aus Bos-

heit verhärtete. So wuchs tagtäglich in seiner Brust der Haß gegen den Neffen; bald suchte er ihn nicht mehr durch Schmeicheleien und Gründe, sondern durch Drohungen, ja durch grausame Schläge und die noch viel grausamere Pein des Hungers und Durstes zu bewältigen.

O, was waren das schwere Stunden und Tage, die der kleine Abele in dem kalten und dunkeln Dachkämmerlein verlebte! Mit Recht sagt man: „der Hunger thut weh“ und das habe ich in meinem Leben das eine oder andere Mal erfahren, wiewohl nicht lange Zeit, indem der grundgütige Gott mein kleines Kreuz nach meinen schwachen Kräften abmaß. Aber dieses auserwählte Kind, an dem der Herr die Stärke seiner Gnade hat offenbaren wollen, hat die Hungerpein zugleich mit täglichen Peitschenhieben drei lange Wochen heldenmüthig ertragen, und ist seine Standhaftigkeit um so mehr zu preisen, als der Rabbiner ihm täglich einigemal köstlich zubereitete Speisen mit der Einladung vorsetzte, sich daran göttlich zu thun, falls er dem verhassten Nazarener abschwören und ein Jude bleiben wolle. Der Knabe weinte wohl bitterlich und flehte um Barmherzigkeit, konnte aber nicht dazu gebracht werden, daß er um ein Linsenmus den Anspruch auf das himmlische Erstgeburtsrecht verkauft oder verrathen hätte. So trug der Rabbiner die Speisen wieder weg und gönnte ihm kaum eine Krume schimmeligen Schwarzbrottes, mehr zur Verlängerung seiner Qual, als zur Stillung seines Hungers.

Nach drei Wochen war der gute Knabe so schwach und hinfällig, daß er mehr einem Todten, als einem Lebenden glich. Jetzt erklärte der Rabbiner seinem Bruder rund heraus, er sei nicht im Stande, den Eigensinn des Jungen zu beugen; derselbe sei übrigens schon halb verhungert und werde es nicht mehr lange treiben. Da knirschte der alte Mann vor Wuth und ein schrecklicher Entschluß, über den er die letzten Wochen in seinem Grimme gebrütet, kam mit Hilfe des höllischen Feindes zur Reife. Doch sagte er dem Rabbiner noch nichts und bat ihn nur, den Knaben nach Einbruch der Nacht in sein Haus zurückzubringen, indem er gesonnen sei, den Starrkopf gründlich

zu brechen. Dabei schaute er seinen Bruder mit einem so schrecklichen Blicke an, daß dieser wohl ahnte, um was es sich handle.

Dennoch brachte der Rabbiner den Knaben nach der Wohnung des alten Abele; er mußte ihn schief tragen. Der Vater öffnete die Hausthüre und verschloß sie sorgfältig; dann führte er sein Kind in dieselbe Kammer, in welcher ich einst verborgen war und wo ihn die Mutter erwartete. Hierauf winkte er seinem Bruder und trat mit diesem, ohne eine Silbe gesprochen zu haben, in die anstoßende Stube.

Wie mir das unglückliche Weib gestern noch erzählte, hatte sie der Mann gegen Abend aus ihrer Kammer herabgeholt und ihr unter schrecklichen Drohungen den Befehl gegeben, den Knaben, an dessen Verderben sie schuld sei, mürbe zu machen. Aus dem ganzen Wesen des Vaters erwartete sie im Falle des Mißlingens eine neue grausame Züchtigung für den Knaben; doch hatte sie keine Ahnung von dem, was bevorstand.

„O, wie bitterlich weinte ich!“ erzählte die arme Sarah mir und dem P. Guardian, die weil die Erinnerung ihr auf's Neue reichliche Thränen entlockte: „wie bitterlich weinte ich, da ich nach fast zwei Monaten meines Kindes ansichtig wurde und dasselbe in einem so elenden Zustande sah, daß es sich kaum auf den Füßen halten konnte! Nur an den lieben Augen konnte ich es erkennen. Ich zog den Knaben an seiner vor Schwäche und Fieber zitternden Hand an mich und begann mit allen Worten, die ein Mutterherz finden kann, zu bitten und zu flehen, wer ihn denn so bezaubert habe, daß er auch nicht mehr ein bißchen Liebe zu mir hege und so gänzlich entschlossen sei, mein Glück und das Glück seines Vaters zu vernichten. Er hatte aber auf meine Bitten und Beschwörungen keine andere Antwort als Thränen und sagte, er könne meinem und seines Vaters Wunsche nie und nimmer entsprechen, da derselbe dem göttlichen Willen schnurstracks zuwiderlaufe; wunderbarer Weise habe ihm ja die Tochter Davids befohlen, sich taufen zu lassen.“

„Ach,“ sagte ich, „siehst du denn nicht, daß das alles etel Trug und Täuschung ist? Dein

Vater wird ja in Ewigkeit nicht zugeben, daß du die Taufe empfangest.“

Und ich will eher sterben, als Gott ungehorsam sein,“ entgegnete mein Kind.

„Da riß sein Vater die Thüre auf und sagte: „Du hast es gesprochen; ja, sterben sollst du eher, als dem Nazarener angehören!“ Dann wandte er sich an den Rabbiner und sagte: „Wie hat der Herr Gott Israels durch den Mund seines Knechtes Moses uns befohlen? Hat er nicht gesagt: Wenn ein Mann einen halstarrigen und frechen Sohn zeugte, der des Vaters oder der Mutter Befehl nicht hört und der, obwohl gestraft, nicht gehorchen will: so sollen sie ihn nehmen und zu den Ältesten der Stadt führen und zur Gerichtspforte und sollen sagen: dieser unser Sohn ist frech und halstarrig und verschmäht unsere Mahnungen zu hören“—und wie soll nach des Herrn Wort des Ungehorsamen Urtheil lauten? Sprich es aus du, der du ein Lehrer in Israel bist!“ wandte er sich mit heiferer Stimme an den Rabbiner.

Und dieser sagte: „Steinigen soll ihn das Volk der Stadt und er soll sterben, damit das Uebel aus eurer Mitte entfernt werde und ganz Israel es höre und zittere—so sagt der Herr durch den Mund seines Knechtes Moses im Buche Eile Habdebarim.“ (Es meinte der Rabbiner das Buch Deuteronomium am 22. Kapitel, 18.—21. Vers.)

„So sagt der Herr, und ich sage: Amen—des Herrn Wort bleibe ewiglich! Wir wollen es nach Möglichkeit erfüllen. Daß das ganze Volk dich steinige nach dem Gesetze, haben die verhassten Nazarener unmöglich gemacht; aber wir wollen des Herrn Wort vollziehen, so gut wir können, und zum letztenmale frage ich dich: Willst du deinen Eltern gehorchen oder sterben?“ So redete in schrecklichem Zorne mein Mann. Der Knabe aber flehte: „O Vater, ladet doch nicht mein Blut auf eure Seele!“

„Du willst nicht?“ schrie der Vater, „so ist dir in dem Gesetze Moßis dein Urtheil gesprochen—getauft sollst du niemals werden!“

„In meinem Blute wenigstens, und mein Herr Jesus Christus wird meinen Willen für die That himmeln!“

„So sagte das Kind gar mild und fest entschlossen. Ich werde diese seine Wort nicht vergessen, auch wenn ich hundert Jahre alt würde; denn es waren die letzten, welche ich von den Lippen meines Abel hörte. Er hatte sie kaum gesprochen, so rissen sie ihn von mir los; ich wollte um Hilfe schreien, aber mein Mann stieß mich, von seinem Grimme überwältigt, hart auf ein Ruhebett nieder, mich mit dem Tode bedrohend, wenn ich einen Laut von mir geben würde. Auch die Magd, welche sie herbeiriefen, wurde mit der gleichen Drohung geschreckt. Dann gingen sie mit dem Knaben und schlossen die Kammerthüre hinter uns ab.

„Uebrigens würde, wenn wir auch nicht vor Todesangst geschwiegen, von den Kammern unseres Hinterhauses, das zwischen Waarenschuppen versteckt lag und nur auf den großen Begräbnißplatz einen Ausblick bot, wohl niemand unseren Hilferuf gehört haben. Freilich, wenn ich das Schreckliche hätte glauben können, so würde mich auch die Furcht vor dem Tode nicht abgehalten haben, wenigstens einen Versuch zur Rettung meines Kindes zu unternehmen; so aber glaubte ich, es handle sich nur darum, durch die bloße Zurüstung zum Tode des Knaben Willen zu beugen.

„Wir hörten sie die Bodentreppe hinaufsteigen und eine über uns gelegene Kammer öffnen und verschließen. Dann drang ein lauter Schrei an unser Ohr, dem gedämpfte Klage-laute folgten. „Ach Gott, sie verstopfen ihm den Mund,“ jammerte die Magd; „ich fürchte, sie werden ihn grausam peitschen; der Herr war so schrecklich grimmig, wie ich noch nie einen Menschen sah!“—Über, gerechter Gott, wir hörten nicht das Klatschen der Peitsche, nein, das waren — *H a m m e r s c h l ä g e* — ganz deutlich *Hammerschläge*—und dazwischen ersticktes Wimmern und Klagen—und wieder *Hammerschläge*—und zum dritten und vierten Male *Hammerschläge*!

„Was haben sie nur zu hämmern?“ fragte die Magd. Da, mit einemmale wurde es mir klar und ich schrie: „Gott Abrahams—sie kreuzigen ihn!“ und als Bestätigung meiner gräßlichen Ahnung tropfte es erst langsam und dann immer rascher durch die Dielen zu unsern

Häupten in die Kammer herab. Die Magd leuchtete hin und sagte entsetzt: „Das ist Blut—rothes warmes Blut!“ —

„Was weiter geschah, weiß ich nicht zu sagen.

„Als ich wieder zu mir kam, war es heller Tag. Ich lag auf meinem Bette und mein Mann stand vor mir. Sein Gesicht war schrecklich bleich und sein Auge unstät, daß ich meinte, er habe den Verstand verloren. Ohne mich anzusehen, sagte er, der Knabe sei heute Nacht gestorben. Voll Abscheu wandte ich mich von ihm ab und sagte: „Mörder!“ Da suchte er zusammen, drückte seine Linke auf meinen Mund und würgte mich mit der Rechten in die Kissen hinein; in heller Todesangst versprach ich, zu schweigen, und der Schreckliche ließ von mir ab. Er hieß mich aufstehen und das Trauergewand anlegen; ich that Alles, was er wollte. Ich sah den Knaben; sie hatten ihn gewaschen und in das lange Todtenhemd gekleidet; das deckte seine blutigen Füße, und die großen Nermel bargen seine Hände. Sein Antlitz war gar mild und ruhig. Die Klageweiber kamen, und auch die Nachbarn und Freunde kamen, und keiner fragte woran der Knabe gestorben sei; denn sie ahnten die Wahrheit und scheuten den Zorn meines Mannes. Der Todtengräber bereitete auf dem alten Begräbnißplatze unter einer grünen Fliederstaude das Grab; ich sah ihn von meinem Fenster aus schaufeln. Und dann trugen wir ihn hinaus und gruben ihn ein am späten Nachmittage, eine Stunde vor dem Anbruche des Sabbath. Mein unglücklicher Mann meinte wohl, keiner werde es wagen, gegen den reichen Abele ein Wort zu reden; aber der Spruch des Herrn mußte sich bewahrheiten; „Das Blut deines Bruders Abel — ja, deines Kindes Abel — schreit zu mir um Rache!“

So erzählte mir gestern glaubwürdig die Mutter, und ich habe es aufgeschrieben, so gut ich mich ihrer Worte erinnern kann. Wirklich und wahrhaftig ist der kleine Abele mit seinem göttlichen Meister gekreuzigt worden. Ich selbst bin neulich mit Bruder Kunibert im Hause des Abele auf der Bodenkammer gewesen und habe

die großen Blutstrecken, welche an der Wand, namentlich aber auf dem Fußboden zu sehen sind, kniefällig und mit andächtigen Küffen verehrt. Was aber des weitern bei seiner Kreuzigung sich zugetragen, hat man nie mit Sicherheit erfahren können, und somit kann ich die letzten rührenden Worte, welche er etwa an seinen Vater und Oheim richtete, nicht hersehen. Nur so viel hat der Rabbiner kurz vor seinem Tode gestanden, daß sie dem Knaben, als sie ihn festgenagelt hatten, nochmals das Leben angeboten, wofern er Christum verläugnen wolle, daß er aber beheuret habe, er wolle lieber mit Christo sterben, als ohne Christum leben. In dieser Weise ging seine glorreiche, in dem eigenen Blute gekaufte Seele nach nicht gar zu langem Todeskampfe in die ewigen Freuden des Himmels ein, und es läßt sich denken, wie die liebe Mutter Gottes ihr Kind mit aller Huld und Güte aufnahm und an ihrer Hand zum Throne ihres göttlichen Sohnes geleitete, mit dem es fürderhin herrschen wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

O du unschuldiger, heiliger Blutzeuge, bitte für uns!

Es hat sich aber dieser heilige Knabe gewürdigt, in derselben Nacht, in welcher er litt, mir im Traume zu erscheinen. Er trug ein überaus glänzendes Kleid, weiß nicht, aus was für einem Stoffe, und rothe Rosenstrüiche in seinen Händen, winkte mir damit, milde lächelnd, und sagte: „P. Sebalde, warum habt Ihr an mir gezweifelt?“ worauf ich alsbald erwachte; da schlug die Kirchenguhr von Zalow die zweite Stunde nach Mitternacht. Lieb mir also die Augen, wunderte mich des seltsamen Traumes, erhob mich von meinem Lager und begann bei dem klaren Mondschein, der die großen Buchstaben meines Breviers deutlich sehen ließ, die Matutin des heiligen Martyrers Pankratius zu beten. Dabei störte mich aber mehr als einmal der Gedanke an den Traum.

Ja, P. Sebalde, warum hast du gezweifelt?

Und doch noch glaubte ich nicht, sondern redete mir alles als ein eitel Traumbild aus.

Gerettet durch das Skapulier.

Der heilige Alphons Liguori erzählt folgende wunderbare Befehring eines großen Sünders. Ein Priester, der Gefährte meiner Arbeiten und Reisen, befaß sich in der Kirche im Beichtstuhl. Da sah er einen jungen Menschen vorübergehen, dem er es an seinem Gesichte ansah, daß er einen schweren geheimen Kampf mit sich selber kämpfe. Der Missionär ahnte die Ursache hievon; er verließ den Beichtstuhl, nahte sich ihm und sprach: Mein Freund, willst du nicht beichten?

Der junge Mann antwortete stammelnd mit Ja und fügte hinzu: Es dürfte wohl eine lange Beichte werden; wollt Ihr mich an einem andern Ort hören? — Von Scham bedeckt, wollte er dem Priester eine geweihte Hostie geben, die er entwendet hatte. Als sie nun allein waren, fuhr der Jüngling folgenmaßen fort: Ich bin ein Edelmann aus einem fremden Lande. Ich habe Gott so oft in meinem Leben beleidiget, habe so viele Verbrechen auf mir, daß ich an der Barmherzigkeit Gottes fast verzweifeln muß. Abgesehen von den Schändlichkeiten jeder Art, die ich begangen, will ich zuerst sagen, daß ich mich aus Verzweiflung an meinem Heile in alle Sünden stürzte, weniger um meinen Leidenschaften zu fröhnen, als vielmehr um Gott zu beleidigen und meinem Hass gegen ihn Luft zu machen. Ich trug ein Kreuzifix bei mir, ich habe es verächtlich von mir geworfen. Diesen Morgen noch . . . ich erschrecke es zu sagen . . . bin ich zum Tische des Herrn gegangen, um die schrecklichste Schändung zu begehen; ich hatte nämlich den frevelhaften Vorsatz, die heilige Hostie mit Füßen zu treten . . . Ich hätte meinen Entschluß ausgeführt; nur die Gegenwart einiger Personen hat mich abgehalten . . . O mein Vater, seht hier die heilige Hostie . . . nehmt sie, ich würde mich noch des Gottes-Mordes schuldig machen.

Als ich an dieser Kirche vorüberging, drängte es mich unwiderstehlich trotz meiner Unwürdigkeit, in dieselbe zu treten. Mein Herz, von Gewissensbissen gemartert, hat mich das gräß-

liche Geschrei der Reue vernehmen lassen, das den Schulbigen aufscheucht; und ein unbestimmter Gedanke zu beichten trat vor meine Seele. Während ich mich Eurem Beichtstuhle näherte, wankten meine Kniee und all mein Muth war dahin. Mein eigener Schrecken, der Schrecken eines Gottes, der die Sünde rächt, benahm mir alle Hoffnung; ich änderte meinen Entschluß: aber ich fühlte mich wie von einer unsichtbaren Hand gehalten, als Ihr mich anredetet. O mein Vater, hier liege ich zu Euren Füßen; . . . ich beichte . . . Mir scheint dies wie ein Traum, so sehr bin ich darüber erstaunt.

Der Missionär erwiderte ihm: Mein Freund, woher mag wohl die Gnade kommen, die dich zu meinen Füßen führt? — Hast du heute irgend ein gutes Werk gethan? Vielleicht hast du Gott irgend ein Opfer gebracht, ein Gebet zur seligsten Jungfrau gerichtet? Eine solche Befehring, eine solche Gnade kommt sicher aus ihrem mütterlichen Herzen, du hast ihre Fürbitte bei Gott angefleht. — Ich Opfer, ich Gebete?! entgegnete der arme Sünder, Ihr irrt Euch, mein Vater; ein hoffnungsloser Sünder, der schon mit einem Fuße in der Hölle steht, dürfte er es wagen seine Augen zu Maria zu erheben? — Aber, mein Freund, sagte der Priester, denke doch einen Augenblick nach! — Ach mein Vater, erwiderte der Sünder, was soll ich sagen? Hier griff er mit seiner Hand in die Brust, — greift hierher, das ist Alles, was ich bewahrt habe. Der Priester sah das Scapulier auf seiner Brust und rief aus: Mein Sohn, siehst du nicht ein, daß Maria, die heiligste Jungfrau, dir diese Gnade gewährt hat; siehe, die Kirche, in der du dich befindest, ist ihr geweiht. Bei diesen Worten zerfloß der junge Mann in Thränen; er beichtete nun dem Priester alle Einzelheiten seines sündhaften Lebens und sein Schmerz ward so groß, daß er dem Beichtvater wie vernichtet zu Füßen fiel. — Endlich kam er wieder zu sich, vollendete seine Beichte, erhielt die Absolution und empfing mit glühender Andacht die heilige Kommunion. Sein Beichtvater erlaubte ihm, überall die große Barmherzigkeit Gottes, die er ihm durch Vermittlung untrer lieben Frau erwiesen hat, zu erzählen.

Unser Briefkasten.

(Unter dieser Rubrik werden wir jeden Monat viele an uns gestellte Fragen, die von allgemeinem Interesse sind, beantworten. — Brieflich beantwortet werden fortan nur solche Fragen, die persönlich sind. Rev. Anastasius S. Kreidt, O. C. C.

Von P. G. — Ethan, S. Dak. —
1) Wollen Sie so gut sein und mir das Gebet des kleinen Officiums schicken!

Antwort: Die kleinen Tagzeiten Unserer Lieben Frau können von katholischen Buchhändlern bezogen werden. Man wende sich an Benziger Bros., New York, oder Rustet & Co., New York oder an B. Herber, St. Louis.

Die Tagzeiten sind ein längeres Gebet und enthalten verschiedene Psalmen, Lektionen, Antiphonen, Hymnen und andere Gebete, die in mehrere Theile vertheilt sind, und ursprünglich zu gewissen Zeiten des Tages gebetet wurden, deswegen heißen sie Tagzeiten. Solche sind, die Metten, die Laudes, die Prim, die Terz, die Sext, die Non, die Vesper und die Komplete. Da nur sehr Wenige von unseren katholischen Laien Zeit dazu finden würden, dieses Officium zu beten, so hat der heilige Stuhl bewilligt, daß die Gläubigen, die das Sabbatinsche Privilegium des Skapuliers gewinnen wollen, andere Andachtsübungen anstatt der Tagzeiten verrichten mögen. — Wer Mittwochs und Samstags sich von Fleischspeisen enthält, hat keine weitere Gebete für obengenanntes Privilegium zu verrichten. — Wer auch dieses nicht thun kann oder will, der muß sich von einem dazu bevollmächtigten Priester diese Verpflichtung umändern lassen. Gewöhnlich werden sieben „Vater unser“ und sieben „Gegrüßet seist du, Maria“ zu Ehren der sieben Freuden Maria's dafür aufgelegt.

2) Ich wünsche, Sie möchten mir auseinander legen, was für eine Loge die A. O. U. Workmen ist; auch ob Katholiken hinein gehen können?

Antwort: In allen solchen Fragen soll man sich an den Pfarrgeistlichen der betreffenden Gemeinden wenden. Wenn auch ein Ver-

ein im Allgemeinen nicht von der Kirche verboten wird, so gibt es oft Lokalverhältnisse, welche den Beitritt zu einem solchen Verein beinahe gleichbedeutend machen mit einem förmlichen Austritt aus der Kirche. Der Verein der A. O. U. W. ist nicht verboten und wir kennen eifrige Katholiken, die diesem Vereine angehören, die aber Alle zuerst sich mit ihren Priestern darüber besprachen.

3) Warum hat die „Mundschau“ nicht die Fortsetzung des interessanten Romans: „30 Jahre verwaist“, gebracht?

Antwort: Leider ist unserer Redaktion das Manuscript, welches die Fortsetzung enthielt, abhanden gekommen. Es wird uns hoffentlich möglich gemacht werden, dasselbe zu ersetzen, in welchem Falle wir den Roman bis zum Abschlusse bringen werden.

Von J. F., Fennimore, Wis. In der Februarnummer Ihrer geschätzten „Mundschau“ auf Seite 4 schreiben Sie: Müssen Missionäre die Namen auch niederschreiben? Darauf antworten Sie: „Ja, weil von dieser Regel keine Ausnahme gemacht worden ist—“. Nun möchte ich Ihnen folgende Frage unterbreiten: Sind Redemptoristen = Priester von dieser Regel nicht ausgenommen?

Antwort: Den Redemptoristen wurde von Pius VII. ausnahmsweise erlaubt, Gläubigen das braune Skapulier zu geben, ohne Verzeichniß der Namen. — Später wurde durch Gregor XVI. allgemein erlaubt, von der Einschreibung der Namen abzusehen. — Nun wurde in letzter Zeit durch Papst Leo XIII. das Indult Gregor's XVI. aufgehoben. Die Redemptoristen behaupten nun, und, wie es uns scheint, mit vollem Rechte, daß ihr früher datirendes Recht dadurch nicht beschränkt worden ist.

Von Rev. Dr. M. Einkiegend schicke ich Ihnen ein Skapulier, welches hier sehr verbreitet ist, und von herumreisenden Hausirern verkauft wird. Auch haben wir ähnliche ge-

se'n, welche von katholischen Firmen verkauft werden. Nun, scheint es mir, sind diese Skapuliere nicht nach Vorschrift.

A n t w o r t. Das Skapulier, welches in obigem Briefe eingelegt war, ist allerdings ungültig. Es ist aus braunem Filze verfertigt. Die Vorschrift ist, daß das Skapulier aus brauner Wolle, aus gewobenem Wollentoffe, verfertigt sein muß. Auch muß dasselbe im Biereck geschnitten sein, d. h. im wirklichen

Biereck, oder auch im länglichen Biereck. Dasselbe darf also nicht r u n d, oder s e c h s e c k i g oder a c h t e c k i g geschnitten sein. Auch soll dasselbe aus b r a u n e r Wolle sein, obgleich man früher, besonders in Missionsländern, schwarze Wolle erlaubte, wahrscheinlich, weil es mitunter nicht gut möglich war, braune Wolle zu haben. Heutzutage ist aber diese Ausnahme nicht mehr nothwendig, da man jetzt überall braune Wolle finden kann.



Alles neu bedenken ist so nützlich, wie Neues erfahren.

Was wir im Altarssakrament genießen, das bietet uns kein Festmahl der Welt, keine Königstafel auf Erden.

Mariä Erhabenheit übersteigt so sehr alles gewöhnliche Maß, daß nach dem hl. Ambrosius bei ihrer Beschreibung die Zunge nur stammeln kann, bei ihrer Betrachtung das Auge geblendet wird, Bild und Gleichniß aber hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben.“

Traurig aber wahr! Der religiöse Liberalismus, der sich noch Katholicismus nennt, reißt ein gefährliches Spiel. „Es gibt einen Weg, der dem Menschen gut scheint, das Ende aber führt zum Verderben.“ Das dürfte auch vom Wege des religiösen Liberalismus gelten. Entweder hat der Sohn Gottes unrecht, oder aber der Liberalismus ist auf dem Irrwege. Jesus hat gesagt: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ „Ringet darnach durch die enge Pforte einzugehen; denn weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind, die darauf wandeln. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Himmel führt, und wenige sind, die ihn finden.“ Das sind Worte der ewigen Wahrheit. Und da meint so ein liberaler Katholik, es sei schon viel, wenn man jeden Sonntag eine Messe höre, und wenn er dann auch noch die Ostern halte, sei alles in bester Ordnung. Wir wollen keinen Menschen verurtheilen, wol-

len Niemand richten, aber wir möchten uns nicht gern der Gefahr aussetzen, mit einem solchen liberalen Katholiken die Reise in die Ewigkeit anzutreten. „Es gibt einen Weg, der dem Menschen gut scheint, sein Ende aber führt zum Verderben.“

Nikolaus von Prato hatte aus besonderer Liebe zu Maria es dahin gebracht, daß in dem Orden der Cölestiner, welchem er angehörte, das Fest der Unbefleckten Empfängniß Mariä, welches damals von der allgemeinen Kirche noch nicht gefeiert wurde, auf eine glänzende Weise mit einer Oktav begangen würde. Als er von Rom die Erlaubniß dazu bekam, war er von solcher Freude darüber erfüllt, daß er in den Garten eilte, dort die schönste Rose, welche er finden konnte, pflückte und sie vor dem Bildnisse der unbefleckt empfangenen Jungfrau niederlegte mit den Worten: „Mutter Maria, wenn es dir angenehm war, daß unser Orden auf meine Veranlassung dich nunmehr durch acht Tage ob deiner Unbefleckten Empfängniß preist, so lasse zum Zeichen deiner Güte diese rothe Rose, die ich dir bringe, nach Jahresfrist an eben diesem Tage in gleicher Schönheit und Frische erblühen!“ Wie er gebeten hat, so ist es geschehen. Als der Jahrestag des Festes wieder kam, war die Rose noch so frisch, so duftend wie vor einem Jahre, Nikolaus aber empfing von Maria die Nachricht seines bevorstehenden Todes und wurde am selben Tage noch in den Himmel hinaufgenommen, um dort den Lohn zu empfangen.